Aus der

Schule der Liebe.

Novellen

von

Ludwig Abels.

Berlin W. 35.
Verlag von Carl Duncker
1897.

„Man hat mir, nicht gerade in's Gesicht, aber doch wohl im Rücken, den Vorwurf gemacht: ich pfusche, ich stümpere nur in den meisten Dingen. — Es mag seyn; aber ich hatte das noch nicht gefunden, worin ich mich als Meister zeigen kann: Ich will den sehen, der mich im Talent des Liebens übertrifft!" —

Goethe, Wahlverwandtschaften.

Frau Venus.

„Gebildet nicht, doch bildsam, drum den Frauen werth.“ —

Bauernfeld, „Fortunat“.

Venus, die hohe Frau, erfaßte meine Hand und führte mich, durch eine Felsenpforte, in den wunderreichsten Garten.

Wie schwand da verblassend aus Blick und Erinnern all' das, was vorher mich erfüllte und um mich webte, als Zauber neuen Lebens mich umwanden! — Wie fern, wie fern entwich die Kinderzeit, die schöne sorgenlose Zeit der Steckenpferde, der bunten Kleider, Märchenbücher, Heldensagen! —

Erstes Traumglück der Kindheit! Wir spielten ahnungslos zu Füßen des Altares, den die Vorwelt IHM, Vitzliputzli, dem ehernen Götzen der Selbstsucht mit dem feingeschnitzten, elfenbeinernen Mantel der Moral, errichtet hat, und dem auch unser reines Herz als Opfer zugeführt werden soll! —

Doch jählings taucht geheimes Sehnen in uns auf. Wir ahnen, daß die Menschen, die so große Macht über uns haben, selbst nicht wissen, was sie sollen. Im Herzen keimt dann

jener stille Trotz herauf, die Gewalt und all' den Unsinn von uns abzuschütteln, einmal, wenn wir groß sind, und stark, — o so stark! Und mit der ersten unbegrenzten Lust des Gelingens oder dem Wundenmal des Unterliegenden ist die Kinderzeit vorbei, — die Morgenröte der Mannheit steigt empor!

Heil ihr!

In ihrer hehren Glut, in ernsten Mannesschicksals laut'rer Flamme ward mir das dunkle Erz des Knabentrotzes zum lichten Schwert der Kraft geschmiedet; es wandelte geheimstes Sehnen sich zur Krone der Persönlichkeit; und meines Herzens tausend heiße Schläge in hoher Lust und unabwendbarem Leid, sie woben mir den stolzen Purpurmantel freien Thuns und freien Denkens!

Also gerüstet stand ich an der Felsenpforte jenes Wundergartens und begehrte ungeduldig Einlaß.

Frau Venus aber nahm mich lächelnd bei der Hand und führte mich — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

I.

Es war an einem Abend im Frühjahr. Die Fensterflügel standen offen, weit, — und würzig kühle Hauche drangen fragend in das Zimmer.

Ich saß auf dem Sofa. Die Hände, die ein Buch hielten, waren herabgesunken, und die Augen, müde die kleinen Lettern in der Dämmerung zu verfolgen, blickten träumerisch in das rote gold'ne Flammenspiel des Sonnenuntergangs.

Das Buch — es war Goethes „Faust" — hatte alle Nerven meines jungen Körpers angespannt. —

Ich trat an's Fenster und ließ mich von der Frühlingsluft umfächeln.

Leise, zärtlich und verschämt umschmeichelte sie mich, wie ein Mädchen, das zum erstenmal geliebt wird, bald in überströmender Glut ihre vollen roten Lippen und die Lilienknospen ihrer jungfräulichen Brüste an den Liebling preßt, bald hinter Händen und Armen Antlitz und Leib versteckt; denn sie weiß ja noch nicht, daß eben jene Glut, die sie beseelt, ihn überglücklich macht.

Dann beugte ich mich hinaus und blickte weit über das abendstille, schöne Land, über dampfende Wiesen und sacht wogende Felder, über blinkende Teiche mit Schlössern am Waldsaum. Kirchen reckten neugierig ihre Türme aus dem Dunstkreis kleiner Dörfer, ein massiges Gebirge, mit zackigen Felsen, weiten Matten, schneebedeckten Kuppen begrenzte in der Ferne den Blick; — — und ich streckte meine Arme aus, nicht segnend, sondern greifend: All' das ein Tummelplatz für meine Lebensjagd!

Ich war erst siebzehn Jahre; frei, ohne Aufsicht.

Mein Vater, mit seinen dänischen Ver-

wandten in stetem Unfrieden, hatte sich nach langen Reisen im schönen Salzburg angekauft und lebte dort seinen Passionen. „Pferde und Weiber“ war sein Losungswort. Ich bewunderte, beneidete und fürchtete ihn.

Die Mutter lebte zurückgezogen, fromm, stolz auf die Spuren ehemaliger großer Schönheit, die leider allzurasch verblüht war.

So konnte ich thun, was ich wollte. Ich bewohnte ein hochgelegenes Gartenschlößchen, verkehrte nur mit einigen dem Vater befreundeten Offizieren der Garnison; am liebsten aber war ich allein, lag und las, oder sann, und schrieb.

Von Frauen und von Frauenliebe wußte ich in jener Zeit noch wenig. Nur unklare schamhafte Ahnungen von etwas Neuem, unsäglich Süßem, Weiblichem durchdrangen all' mein Denken. —

Als es völlig dunkel geworden, warf ich einen Mantel um, stürmte zur Stadt hinab und eilte hastig durch die Straßen. Die Häuser ragten stumm und würdig, — aber mir war, als hörte ich sie heimlich kichern, wie die Sehenden im Blindekuhspiel, wenn der „Blinde“ täppisch um sich greift.

„Und doch muß und werde ich heute finden, was ich suche;“ sagte ich mir. „Etwas Ungewöhnliches, ein Abenteuer!“ — Nun kam ich an dem alten, häßlichen Theaterbau vorüber. Einen Augenblick zog's mich hin. Aber nein, wenn man einmal an der Casse das Billet gelöst, dann muß man den ganzen Abend drin hocken! Indessen — einmal hinter die Coulissen!?

Ich blieb stehen und überlegte.

In dem Augenblick trat eine Schauspielerin aus dem überdachten Thor. „Blitz!“ die kannte ich ja, die war einmal mit mir und meinen Eltern während einer längeren Reise in einem Coupée gefahren.

„Guten Abend, Fräulein!“ —

Sie stutzte; dann reichte sie mir die Hand: „Ah, Sie sind's? Herr Aagesen, wenn ich nicht irre? Wie befinden sich Ihre Eltern?“ —

Es verdroß mich, daß Sie gleich nach den Eltern fragte; aber sie sollte schon erkennen, mit wem sie zu thun hatte!

„Danke, gut. Und Sie?“ und ohne ihre Antwort abzuwarten, — denn ich wollte ihr keine Zeit lassen, sich zu verabschieden —

„Sie spielen wohl heute nicht? — Gehen

Sie nach Hause?" und damit war ich schon an ihrer Seite, als ob es selbstverständlich wäre, daß ich sie begleitete.

Sie setzte auch wirklich den Weg an meiner Seite fort. — Wovon wir sprachen, dessen kann ich mich nicht mehr entsinnen. Aber ich weiß, daß sie mehrmals laut und lebhaft lachte, sodaß ich über mein neuentdecktes Unterhaltungstalent ganz stolz war, und daß einige meiner einstigen Schulkameraden, die uns begegneten, verwundert stehen blieben und uns lange nachsahen.

Während der ganzen Zeit zerbrach ich mir den Kopf, wie ich es bewerkstelligen könnte, Fräulein Rosita — sie führte ihren Vornamen als nom de guerre — in die Wohnung zu folgen.

Fräulein Rosita überhob mich des längeren Nachdenkens. Ganz von selbst begann sie mit einem tiefen Seufzer: „Ach! Was wird das heute für ein langweiliger Abend werden! Denken Sie nur, Herr Lars" — sie nannte schon meinen Vornamen — „morgen Vormittag haben wir Probe von einem neuen Stück, und ich weiß meine Rolle noch nicht

auswendig! — Jetzt kann ich mich den ganzen Abend hinsetzen und büffeln!" — Ich merkte, daß sie absichtlich burschikose Ausdrücke wählte. — „Und ich habe nicht einmal Jemanden, der mir die Stichworte giebt —!"

Das war mein Stichwort; „Mein Fräulein," begann ich freudig, „ich würde ja ganz glücklich sein — —"

„Ach, das wäre zu liebenswürdig von Ihnen!" Und sie lächelte, holdselig, einladend. —

„Das hast Du famos gemacht!" dachte ich bei mir, und machte innerlich einen Freudensprung.

Dann stieg ich hinter dem Fräulein die dunkle, baufällige Treppe hinauf, hoch und immer höher, bang-verwegen wie ein Soldat, der Nachts das feindliche Lager überfällt. —

Als sie das Jacket abgelegt hatte und die Lampe ansteckte, kam ein Moment der Beklemmung, der Ernüchterung, der Verlegenheit. Ich nahm auf einem verschlissenen Sofa Platz, in das ich nahezu versank, und blickte befangen umher. Der enge schofel-elegante Raum, mit Photographien und zweideutigen Bildern förmlich tapezirt, von schwüler, trockener,

parfümirter Luft erfüllt, machte auf mich einen peinlichen Eindruck.

„Wo haben Sie die Rolle, Fräulein?“ fragte ich endlich, mit ganz dünner Stimme, über deren Ton ich mich ärgerte; ich schämte mich, daß ich nichts anderes zu sagen wußte.

„Nur nicht so ungeduldig, junger Freund!“ flötete die Schauspielerin mit naivem Ton, und versuchte, meinen Kopf gegen ihren Busen zu drücken; aber mein Nacken war furchtbar steif.

„Sie werden mich entschuldigen, ich muß mir's erst ein bischen bequem machen! — Ich bin gleich fertig!“ Sie tänzelte durch's Zimmer und öffnete die Schrankthür, die sie meinen Blicken entzog.

„Voilá monsieur!“ rief sie nach einiger Zeit, und ein entblößter Arm streckte sich hinter der Thür hervor und hielt mir ein Heft entgegen. „Aber nicht herschauen!“

„Nein, gewiß nicht!“ betheuerte ich und schämte mich, daß ich nicht hingesehen hatte.

Nach einigen Minuten, in denen ich nur das Rauschen und Knistern von Kleidern vernahm, kam Fräulein Rosita wieder zum Vorschein, in einem legèren, rosafarbenen Schlafrock.

Und nun begann ein langweiliges Rollenprobiren, das weit entfernt war, intime Reize des Künstlerlebens zu verraten. — Umsomehr verrieten Fräulein Rositas lebhafte Bewegungen von den intimen Reizen ihres Körpers. Mehr, als ich — trotz meiner Unerfahrenheit — dem Zufall und ihrem schauspielerischen Eifer zuschreiben konnte. Bald wurde eine Hand so hoch gehoben, daß der weite Aermel bis über den Ellenbogen zurückfiel; bald trippelten die Füßchen so lebhaft zornig, daß zwischen den Schlafrockfalten ein schwarzer Strumpf vom zierlichen Schnürschuh bis über das blauseidene Strumpfband sichtbar wurde.

„Ich sehe, das Lesen ermüdet Sie zu sehr," unterbrach mich das Fräulein, als ich zum dritten — viertenmale das Stichwort verfehlte. „Wir wollen lieber ein wenig plaudern —, daß heißt, wenn Ihre Zeit es erlaubt." — Sie legte, wie entschuldigend, zutraulich ihr schmales Händchen auf meinen Arm.

„Ich bin vollständig Herr meiner Zeit!" versetzte ich und begann, um ihre Annäherung an mich zu erwidern, mit dem Bieber-Besatz ihres Aermels zu spielen.

„Ja, ja,“ sagte sie, „Sie sind ein glücklicher Mensch. Sie haben alles, was Sie brauchen und sich wünschen!“ — Sie seufzte. „Man kann eben nie genug vorsichtig sein in der Wahl seiner Eltern!“

Die Klage, die in diesen banalen Worten lag, rührte mich, und das Mitleid mit der zum Wandern und Schauspielern durch Armut Verurteilten brachte sie mir näher.

„Gefällt Ihnen der Pelz?“ fragte sie nach einer Pause, da ich immer noch mit den Fingern den Aermel durchwühlte.

„Das ist so angenehm! — So weich und warm —.“

„Oh —, hier ist es wärmer, weicher —!“

Sie ergriff meine widerstrebende Hand und preßte sie gegen ihr Herz.

Dabei hatte sie mich auf's Sofa gezogen. — Ihr Kopf lehnte an meinem Arme, die kühlen Haare hüllten meine Finger ein.

Wirre Gedanken jagten durch mein Hirn. Erinnerungen an einsame Träume, an Gespräche mit den Kameraden —; Fieberhitze überlief mich, das Blut schoß mir in die Wangen und Schläfen. Ich redete mir zu,

daß die Gunst dieses Augenblicks die Erfüllung lang gehegter Wünsche sei, und schämte mich, die Gelegenheit nicht besser auszunützen; aber ein unnennbares Etwas hielt mich mit eisernem Griffe beim Genick. — —

Ich konnte diesen Zustand nicht länger ertragen; ich sprang vom Sopha, riß die Fenster auf und sog die frische Nachtluft gierig ein.

Hinter mir erklang ein ärgerliches Kichern.

Gegenüber dem Wohnhaus lag die Kirche. Verhüllte Orgelklänge und Gesang von Frauenstimmen drangen an mein Ohr, vom Thurme hallten weihevolle Glockenschläge. — Ich raffte meinen Hut und Mantel auf und stürmte, flüchtig grüßend, aus dem Zimmer. —

Als ich hinunterkam, hatte der Mond seine blaue Lichtflut über den stillen weiten Platz ausgegossen. Ich tauchte darin unter und ging langsam den warmen säuselnden Lüften entgegen. Mir war, als sei ich hinabgesunken in die rätselhafte Flut, als ginge ich am Grunde des Meeres und rings um mich her ragten die hohen Mauern und der Thurm der Kirche wie Felsen mit Schlingpflanzen empor —, bis dieser Ocean an eine andere blaue Sphäre

grenzte; an ein Reich, das ich nicht kannte und nach dem ich mich sehnte, inbrünstig und wild.

Ich trat vor die Stufen der Kirche.

Das Portal wurde eben geöffnet, und die andächtige Menge entströmte dem matt beleuchteten Raum. — Ich war wohl sonst als Spötter dort gestanden, und hatte mit der stillen Wut des Schönheitsenthusiasten diese verkrüppelten Gestalten und verzerrten Gesichter betrachtet; aber heute füllte Demut und unnennbares Mitleid meine Seele. — Mir war, als verstände ich, wie alles Leid und Elend auf die Erde kam, und ich war zerknirscht, daß ich noch so wenig über die Leiden der Menschheit nachgedacht, und es noch nicht so weit gebracht hatte, als ein Erlöser unter sie zu treten.

Plötzlich rüttelte mich ein Anblick aus den Betrachtungen. Ich trat betroffen einen Schritt zurück und riß die Augen auf: Ueber die Stufen herab kam mit langsamem Schritt ein Mädchen, dessen wunderbare Erscheinung im Augenblick all' den Schmerz zu lösen, all' die Sehnsucht zu erfüllen schien, die mir die junge Brust durchwühlten.

Auf schmalen, zartgewölbten Füßen trat die

Gestalt langsam und träumerisch über die Stufen herab. Mit ihrer linken Hand hielt sie das Kleid; auf schlanken, schmiegsamen Hüften ruhte ein zartgeformter, leicht vorgeneigter Leib, der durch einen herzförmigen Ausschnitt des Kleides eine engelhafte Lieblichkeit erhielt. Auf dem feinen Halse neigte sich wie eine thauschwere Lilie ein Köpfchen, blaß, sehr blaß, mit schmalen blassen Lippen, blassen Wangen, und unter mattblonden Haaren, welche in lockiger Fülle auf die Schultern herabwallten und ein kleines seidenes Mützchen trugen, blickten sanfte, blaue Augen, umsäumt von einem dunklen Rande.

Das war kein Gretchen; das war eine Madonna, ehe sie den Heiland empfangen! —

Ich weiß noch heute nicht, was ich nach dem Anblicke dieses lieblichen Wesens gethan habe. Ob ich sie nur angestarrt, und ihr magisch gefesselt gefolgt, oder ob ich meinem Wahnsinn Worte gegeben und sie dadurch erschreckt —, ich sehe sie nur noch vor mir, wie sie durch mehrere Straßen vor mir floh, und ich, wie ein vom Geiste Besessener hinter ihr drein, gar nicht bedenkend, daß ich ihr zudring-

lich erscheinen mußte, nur von dem mächtigen Gemütsdrange erfüllt, in der Nähe der Gestalt zu bleiben, welche für mich alles Heil ausströmte.

Vor dem kunstreich gearbeiteten Gitterthor einer eleganten, gartenumgebenen Villa blieb sie stehen. Ich erinnerte mich sofort, daß mein Vater manchmal hier abstieg, wenn wir vom Spazierritt zurückkehrten, und mich allein nach Hause schickte. Es mußten also Bekannte unserer Familie hier wohnen.

Als das Mädchen das Thor öffnete, wollte ich daher, rasch entschlossen, nachfolgen. Sie jedoch, über meine Keckheit erbittert, schlug das Gitter zornig vor mir zu, daß ich zurücktaumelte. Aber eine innere Stimme befahl mir, alle Bedenken zu unterdrücken; ich öffnete energisch und trat in den Vorgarten.

Ueber einen Kiesweg zwischen knospenden Bäumen kam ich in den Flur des Hauses. Das schöne Mädchen eilte zur Beletage empor; ich folgte langsamer.

Die Zofe, die dem Fräulein geöffnet hatte, hörte meine Schritte und steckte, neugierig, wer noch käme, den Kopf zur Thür heraus. Ich

rief ihr schon von der Treppe aus meine wohlüberlegte Frage entgegen: Ob Herr Jens Erik Aagesen hier sei? — und erhielt die erfreuliche Antwort:

„Jawohl, mein Herr; bitte nur einzutreten!"

Das Mädchen verwechselte mich offenbar mit einem Freund des Hauses, oder glaubte, daß ich erwartet werde; denn sie trippelte eilig vor mir her durch das schmale Vorzimmer und öffnete, ohne mich erst zu melden, die Thür. —

Gedämpftes rötliches Licht strömte mir entgegen. Und ehe ich zur Besinnung kommen konnte, stand ich, wie aus der Kanone geschossen, an der Schwelle eines fremden Salons.

Ueber schwere dunkle Teppiche, prunkvoll bunte Sammet- und Seidenstoffe glitt mein Blick zu der von metallener Ständerlampe mit rotem Spitzenschirm beleuchteten Gruppe am Kamin.

Im Schaukelstuhl vor einem Tischchen, mit einer Stickerei in der Hand, wiegte sich eine schöne, rotblonde Frau im Spitzenschlafrock. Vor ihr auf einem niedrigen Tabouret, im Reitanzug, eine Gerte in der Hand, saß ein

Herr; — er wandte sich bei meinem Eintritt um —: Mein Vater. —

Ich hatte in der Verlegenheit noch kein Wort gesprochen, und dachte über eine Entschuldigung nach; aber mein Vater hatte sich, in dem er mich erstaunt beim Namen rief, schon erhoben und kam auf mich zu.

„Du, Lars? — Was führt Dich her? Was giebts denn? — Ist zu Hause etwas passirt?"

Ich glaubte seinen Fragen einige Verlegenheit anzumerken.

„Pardon!" sagte er dann, drehte sich um, und stellte vor: „Mein Sohn Lars, — Frau von Kaminsky, die berühmte Schönheit, Du weißt ja, — Makart — "

Die schöne Frau lächelte und nickte grüßend.

Ich hatte mich unterdessen gefaßt und beschlossen, meinen Vater ins Vertrauen zu ziehen. — Ich verbeugte mich vor der Dame, bat um Entschuldigung: Ich hätte meinem Vater nur eine kleine Mittheilung zu machen. Und als mein Vater mit mir zur Seite trat, gestand ich ihm ganz offenherzig, auf welche Weise ich hierher gekommen: ich sei ganz berückt von der seltsamen Schönheit des Mädchens, das hier

wohne. Ob er mich nicht mit ihr bekannt machen könne?

Mein Vater hatte schon während meiner Erzählung erleichtert aufgeathmet; jetzt lachte er, klopfte mir auf die Schulter und sagte, gegen die Dame gewendet: „Oh, es ist nichts von Wichtigkeit!“ Dann faßte er mich an der Hand:

„Komm' jetzt und setz' Dich ein wenig zu uns, Du hast ja einen weiten Weg gehabt.“

Er schob ein zweites Tabouret herbei, drückte mich darauf nieder, und goß mir Rotwein in ein Kelchglas. — Hierauf begann ein unbefangenes Geplauder. Aber ich blickte immer ungeduldig und aufgeregt nach der Thür, und endlich fragte ich, wie nebenbei: Wer das schöne Fräulein sei, das vor mir die Treppe hinaufeilte? —

„Bravo —! Sehen sie, Frau Varette, der hat meinen Falkenblick! Das ist mein Sohn! — Du, daß Du mir nicht über den Kopf wächst!“ Er drohte mit dem Finger. —

„Felicja*) ist mit ihrer Toilette beschäftigt;“

*) Sprich: Felißja.

beantwortete die schöne Frau meine Frage. „Sie werden sie bald zu sehen bekommen.“

Frau von Kaminsky hatte sich erhoben.

„Felicja!“ rief sie und öffnete die Thür des Nebenzimmers, „Felicja, wo bleibst Du so lange? — Komm doch zu uns heraus! — Sie ist eben aus der Kirche zurückgekehrt, junger Herr, und da vermeidet sie, gleich nachher in Gesellschaft zu kommen.“

Mein Vater verzog sein Gesicht zu einem ironischen Lächeln.

„Ein Mädchen muß fromm sein,“ vertheidigte sich Varette Kaminska. „Und dann, — seit jenem Unglücksfall. — Sie müssen nämlich wissen,“ wandte sie sich an mich, — „ich hatte auch einen Knaben, er war um ein Jahr jünger als Felicja; die Kinder liebten sich und waren unzertrennlich.“

Sie blickte sinnend vor sich hin. Dann nach einer Pause: „Er hat sich erschossen. — Und seither —“ sie brach die Erzählung wieder ab; ihre Stimme vibrirte.

„Er wollte mir recht viel Freude machen, um mich über den Tod meines Mannes zu trösten; endlich war er so weit, daß er in die

Militärakademie zu W . . aufgenommen wurde; aber dort kam er nicht recht vorwärts, er hatte Feinde unter den Offizieren, wurde bestraft, glaubte seine Karrière vernichtet — und so ist das Schreckliche gekommen. Und Felicja, — sie wurde krank, die Aerzte hatten sie aufgegeben; wir mußten unsern Wohnort verlassen und reisen. Jetzt geht es wieder besser; sie blickt wieder mit Zutrauen in das Leben, aber ihre Andachtstunden hält sie täglich; — das müssen wir ihr wohl lassen. — Sie wissen ja," fuhr sie nach einer Pause fort, und versuchte in einen heiteren Ton einzulenken, „ich huldige einem ganz anderen Cultus!" —

„Das heißt, Sie lassen sich anbeten!" spottete mein Vater, „und denken sich in die Zeit zurück, in der noch Götter auf die Erde kamen, und in der Sie gewiß den Rang einer Göttin eingenommen hätten: Der lieben Frau von Milo. — Hüte Dich, Lars, Du bist in den Bereich der Frau Venus gekommen. — Im Mittelalter hatte sie sich in den Hörselberg zurückgezogen, und nur ab und zu einen irrenden Ritter à la Tannhäuser seinen Pflichten abwendig gemacht; aber heute — —"

Frau Venus nahm einen seidenen Knäuel und warf nach ihm; mein Vater fing ihn geschickt mit zwei Fingern und drohte, ihn zurückzuwerfen; — das Spiel wäre lebhafter geworden, — — da öffnete sich die Thür, und auf der Schwelle erschien in lichtem Kleide Felicja.

Wir standen alle auf. Frau von Kaminsky ging auf die Tochter zu, nahm ihren Kopf zwischen die Hände und küßte sie. Auch mein Vater trat zu ihr, legte seine Hand in väterlicher Weise auf ihre Schulter und sagte:

„Das ist schön von Ihnen, Prinzessin, daß sie auch zu uns kommen. Die Lebenden wollen auch ihr Recht! — Zugleich erlaube ich mir, Ihnen das jüngste Mitglied dieses gastfreien Hauses vorzustellen, — mein Sohn Lars, — Madonna Felicja!"

Felicja errötete, als sie mich sah. Aber sie faßte sich rasch und gab mir freundlich die Hand.

„Ich bitte Sie um Entschuldigung, daß ich vorhin so bös' gewesen bin. — Ach, ich habe dem Herrn das Gitter vor der Nase zugeschlagen!" erläuterte sie auf einen fragenden Blick der Mutter.

„Ich empfehle Ihnen meinen Sohn auf's Wärmste," sagte mein Vater und sah mich dabei von der Seite schmunzelnd an. „Er ist auch so ein Träumer, wie Sie! Ich hab' ihn sogar im Verdacht, daß er heimlich dichtet!"

„Ein Träumer? — Wie kommen Sie zu solch einem Sohn?" spöttelte Frau Kaminsky.

„Das frage ich mich auch, Varette, — denn wahrhaftig, ich war von Jugend auf ein lustiger Kerl und zu schlechten Streichen aufgelegt! Wäre ich in Amerika zur Welt gekommen, so wäre ein Indianerhäuptling aus mir geworden. Jedoch hier, — in unserem langweiligen Europa —"

„Hier schaffen Sie sich auf andere Weise Kämpfe und Abenteuer!?"

„Ja, ich unternehme manchmal so was wie eine Belagerung!" erwiderte mein Vater mit einem bezeichnenden Blick. „Doch weit reicht meine Geduld nicht. Das muß rasch von Statten geh'n!" — Da die Dame nichts antwortete, fuhr er fort: „Zuerst fordere ich friedliche Uebergabe. Finden Vernunftgründe kein Gehör, dann versuche ich's mit der Gewalt. Und dann — —"

„Nun?“ warf die schöne Frau ein. „Und wenn Sie auch damit nicht an's Ziel kommen?“

„Ja, wenn das auch nichts nützt, — dann ziehe ich ganz lustig mit klingendem Spiel nach der nächsten Festung! Und das passirt selten, daß ich zweimal Unglück habe.“

„Sie werden mit dieser Taktik wohl nicht die werthvollsten Eroberungen machen!“ versetzte Frau Kaminsky in spöttischem Ton. „Uebrigens sollten Sie sich schämen, vor Ihrem Sohne solche leichtfertige und herzlose Grundsätze zu äußern!“ fügte sie ernst hinzu. Sie erhob sich, ging durch das Zimmer und machte sich an einem Meißner Service zu schaffen.

Dann trat sie neben meinen Fauteuil, streichelte mir das Haar, beugte sich vorn über und sah mich an. — Und als ich etwas verwundert meinen Kopf wendete und treuherzig zu ihr aufblickte, nahm sie meinen Kopf zwischen ihre Hände, wie sie es früher mit der Tochter gethan hatte, und drückte einen kräftigen Kuß auf meine Lippen.

Mir entfuhr ein unwillkürliches „Ah!“ des

Wohlbehagens, so daß mein Vater über meine Naivetät in schallendes Gelächter ausbrach. — Die schöne Frau aber rief:

„Ihr Sohn ist viel netter als Sie! — Wissen Sie, junger Herr, Sie müssen von nun an jeden Tag zu uns kommen, und wir wollen dafür sorgen, daß Ihre Erziehung in besserer Weise geleitet wird, als zu Hause, damit Sie nicht am Ende auch so ein wildes Rätsel werden, wie ihr Herr Papa!"

„Ja, wenn Sie erlauben," erwiderte ich ganz entzückt, „und wenn Fräulein Felicja es erlaubt—."

„Felicja, so sage doch ja!" rief die Mutter, denn das Mädchen starrte vor sich hin, als hätte sie nichts gehört.

„Ah, was habe ich denn zu sagen? — Natürlich ist es mir recht, wenn Herr Aagesen zu uns kommt!"

Die Mutter warf ihr einen langen tadelnden Blick zu, der dem Beobachter verraten mußte, daß allerhand Differenzen zwischen Mutter und Tochter bestanden. — Aber bald wieder in ihren freundlich lauten Ton übergehend: „Nicht wahr, Lars, Sie gehen nicht auf Eroberungen aus?"

„Eigentlich,“ sagte ich nachdenklich, „gehe ich darauf aus, mich erobern zu lassen!“

Wiederum Heiterkeit und Lachen.

„Nein, er ist zu reizend!“ sagte Frau Varette.

„Sie müssen mir für bestimmt versprechen, uns so oft zu besuchen, als es Ihre Zeit erlaubt. Bei mir ist immer offenes Haus, und besonders Künstler sind jederzeit herzlich willkommen!“

Sie reichte mir die Hand, ich schlug ein.

„Sehen Sie, bei uns wird die Kunst und der Künstler geliebt und geehrt. Kommen Sie nur zu uns, wenn Sie etwas geschrieben haben. Wir werden keinen krittelnden Gerichtshof bilden; wir wollen es machen wie Sie: Wir werden uns erobern lassen!“

Es wurde Thee servirt. Man plauderte noch bis spät in die Nacht. — Ich fühlte mich von all' den Erlebnissen und Eindrücken so seltsam müde; ich kannte mich selbst nicht mehr. Der Gedanke, daß ich eines schönen Tages ein Märchen erleben würde, war mir nie fern gelegen, und heute fühlte ich mich wirklich, als ob ich ein Prinz aus Tausend und eine Nacht wäre. — Mein Herz schlug so aufgeregt, als

ob ich am Eingang einer neuen Welt stände; und dann wieder wurde es so still in mir, so wehmüthig still, als ob ich sterben müßte. —

Und ich saß ganz verloren da, antwortete wie im Traum und ließ nur manchmal den vollen Blick entzückt auf dem traurigen, unvergleichlich süßen Köpfchen Felicjas ruhen.

Auf dem Heimweg ging ich stumm neben meinem Vater her, — das war übrigens unsere gewöhnliche Unterhaltung. — Und erst als ich die Thür meines Gartenschlößchens hinter mir verriegelt hatte, begann sich der Bann zu lösen. Ich warf mich der Länge nach auf's Bett und überließ mich den Erinnerungen. Aber die Erregung trieb mich bald wieder empor, mit raschen Schritten eilte ich durch's Zimmer. Und endlich setzte ich mich vor den Schreibtisch, schlug mein Tagebuch auf, und faßte die Erlebnisse und Empfindungen des Abends in überschwängliche Verse zusammen.

II.

Von jenem Tage an stand ich jeden Morgen um fünf Uhr auf, ließ mir mein Lieblingspferd satteln, meine liebe, treuaugige und doch so nervös feurige Fatme mit dem weichen braunen Fell, und ritt über die morgenlich bethauten, athemschweren Felder den Bergen entgegen, an denen sich die Nebelstreifen wanden und zerflatternd aufwärts zogen. Fatme wieherte und schnaubte voller Lust, und nickte mit dem Kopfe, wenn ich ihr auf den Hals klopfte.

Bei dem Park des großherzoglich T. . . .schen Schlosses machten wir Halt; der Gärtner kam ans Thor und reichte mir nach meinem Wunsche einen Strauß, bald aus mattgelben und dunkelrothen Rosen, bald aus weißen Rosen und Stiefmütterchen zusammengebunden. Dann kehrte ich zurück zu der Villa, die Frau von

Kaminsky bewohnte, ließ durch das Mädchen die Blumen dem gnädigen Fräulein hinaufbringen, das gewöhnlich noch im Morgenschlummer ruhte, und wartete auf der Bank einer Laube geduldig, bis Felicja erschien.

Ein Gefühl unverlierbaren Glückes durchdrang mich in diesen Morgenstunden. Von Tag zu Tag verdichtete sich das Laub und verstärkten sich die Düfte des Gartens; jedes kleinste Zweiglein schien auf eine Blüte zu hoffen; und jedes kleinste Wort aus Felicja's Munde schien mir auf Verständniß, auf Glück, auf Liebe hinzudeuten. Wir sprachen nicht über unsere Gefühle. Aber hundert Fälle bewiesen es, daß ein gemeinsames Fühlen uns verband. —

Felicja trug abwechselnd ihr anliegendes dunkelblaues Kleid mit dem herzförmigen Ausschnitt, in dem ich sie zuerst erblickt hatte, an der Brust meine weißen Rosen, oder ein weißes, etwas pompöseres aber minder verrätherisches Kleid, das ich lange nicht so liebte; und dann hatte sie die Maréchal Niel und rothen Rosen vorgesteckt. Sie klagte manchmal über Kopfschmerz, der aber bald in der frischen Luft

verging. Und dann saßen wir und sprachen, oder spielten Schach; oder ich las mit ihr eine jener berühmten Dichtungen der Weltlitteratur, den Faust oder Manfred. Mir fiel die Rolle des Erklärers zu, und sie sah mich ernst mit vorgeneigtem Köpfchen aus ihren tiefliegenden Augen an, nickte manchmal zustimmend, oder machte eine ungeduldige, fahrige Bewegung. — Am liebsten war's mir, wenn wir Schach spielten. Sie spielte ganz vorzüglich; aber selbst wenn sie die größte Stümperin gewesen wäre, ich hätte jedesmal verloren. So oft ich es unbemerkt konnte, ließ ich meine Blicke auf diesem reizvollen, blassen Antlitz, auf dem weichen blonden Haar, auf diesen Formen ruhen, die so schlank verliefen und doch eine solche Fülle verriethen! — Mein Blick verweilte auf dem schmalem Füßchen, und wenn sie einen Fuß über den andern legte — — —, ich glaubte meinen Verstand zu verlieren, mir drehte sich Alles im Kopf. Erst die Aufforderung Felicja's: „Sie sind am Zug, Herr Lars," versetzte mich in die Gegenwart zurück. — Ich stellte mich dann jedesmal entrüstet und erstaunt, wenn ich matt gesetzt war, und drohte,

mich ein nächstes Mal zu rächen. Dann lächelte sie schelmisch.

Gegen Mittag kamen gewöhnlich befreundete Familien zum Besuch. — Die Mädchen stürmten in den Garten, bogen die Zweige der Laube zurück, und mit der unter stereotypem, bissigen Lächeln ausgesprochenen stereotypen Frage: Wir stören doch nicht? — drangen sie mit eckigen Bewegungen und lautem Gekreisch — das Alles sollte munter und mädchenhaft sein, — in unser Versteck. Dann wurde allerhand Stadtklatsch ausgekramt. Hie und da fand sich auch ein Herr ein, der mit breitem Ton seine wichtigen Bemerkungen machte.

Das Alles wäre mir unerträglich gewesen, wenn ich nicht wahrgenommen hätte, daß auch Felicja sich über diese ungebetenen Besucher ärgerte. — Die größten Qualen aber bereitete mir ein Spiel, das sich fast Tag für Tag wiederholte: Die Mädchen, die alle thaten, als ob sie in Felicja verliebt wären, — und einige waren es wirklich — drängten sich um sie, küßten sie ab, — das ist ja leider unter Mädchen Sitte! — brachen kleine Zweige eines Baumes ab, der in die Laube hineinragte, mit

dunkeln, gezackten Blättern und blaßrothen Blüthen, und flochten daraus einen Kranz in das offene Haar Felicja's. — Dann tanzten sie herum, klatschten in die Hände, betheuerten ein über's andere Mal: wie schön Felicja sei! — Und eine der Ruhestörerinnen sah mich dabei von der Seite an, so malitiös — —.

Ich mußte die Hände zusammenpressen und mich mit den Nägeln martern, damit ich nicht aufsprang und über das wundersüße Geschöpf herstürzte, sie endlos mit Küssen, mit zahllosen Küssen bedeckend!

Mit diesen Scenen war auch gewöhnlich mein Glück zu Ende. Denn nun wurden wir mit der Gesellschaft fortgeschleppt, zu einem Spaziergange, einer Ruderpartie, oder die Mädchen gingen in's Bad. Und auf dem Wege drängten sie sich alle an Felicja heran, fragten sie um ihre Meinung über dies und das, erzählten von ihren neuen Toiletten und allerhand albernen Nichtigkeiten. — Wenn wir an dem Ziele unseres Spazierganges angelangt waren, in einer kleinen, ländlichen Meierei oder einem Restaurant, dann tanzten und tobten die Herrlein und Fräulein umher, wie die Wilden.

War ein Pianino vorhanden, so wurde es sofort in Angriff genommen und maltraitirt, daß es ächzte und stöhnte. Felicja setzte sich dann still neben mich — sie tanzte sehr selten — und fing ein Gespräch mit mir an. Wenn der Lärm zu arg wurde, dann hielt sie sich die Ohren zu; manchmal nahm sie mich bei der Hand, wie hilfesuchend, und ich ließ sie nicht mehr los. — Ging es beim Heimweg bergab, dann stützte sich Felicja auf meinen Arm, denn sie war kurzsichtig; und dann fühlte ich beglückt die leichte Last, die sich vertrauensvoll an mich lehnte. Die feine schmale Hand mit den feinen schmalen, weichen Fingern legte sich über meinen Arm und deckte meine Hand, daß unsere Finger elektrisch an einander zuckten. —

So ging es eine Zeit lang fort, und ich fühlte eine unnennbare Glückseligkeit. Es war nicht das Glück der Erfüllung, jenes reiche Zusammenströmen aller Kräfte in ein starkes, männliches Bewußtsein; es war ein schmerzliches Genießen, voll von Ahnungen. Meine Gefühle trugen einen lichten grünen Kranz auf ihrem Haupte, doch ihr Antlitz war verschleiert, wie eine

Braut, die heiß verlangend und doch zagend vor den Altar tritt. Und ich wiegte mich in diesen Gefühlen, und ließ sie durch die Seele rauschen und rieseln. — —

Manchmal —, ja manchmal, da kam es so seltsam über mich. — Da kannte ich mich nicht mehr, — oder vielmehr, es schien mir, als ob ich mich plötzlich in einem neuen, im richtigen Licht sähe; und nun erkannte ich, daß Alles ganz falsch und nebenbei wäre, was ich that, und daß alle Anderen es besser wüßten. Ich aber schien mir rettungslos verloren und war von der Unmöglichkeit, daß ein Mädchen wie Felicja einen ungeschickten jungen Menschen lieben könnte, völlig überzeugt. Ich fühlte mich dann so klein, und war recht, recht unglücklich!

Auch Felicja, deren Geist und Nerven einmal in Erregung versetzt waren, sehnte sich unbewußt nach einem Abschluß.

Sie hatte die Gewohnheit, kleine Liedchen leise vor sich hinzusingen. Eins davon hatte den Refrain: „Wenn du den Mut hast, küsse mich! Schweig' stille, mein Herz!" Meinte sie das ernst? Sollte ich es wagen? — Ja!

Einmal bei passender Gelegenheit und Stimmung! Aber nicht jetzt, wie auf Commando!

— — — — — — — — — — — — —

Indessen blieb Frau Varette stets gleich herzlich und liebenswürdig gegen mich. Ich durfte zu jeder Zeit in ihr Zimmer kommen. Oft saß ich bei ihr, wenn sie frisirt wurde, und wir plauderten, wie treue Freunde: über mein Leben, meine Wünsche und Pläne. Wenn ich etwas sagte, was ihr gefiel, dann küßte sie mich. Manchmal sah sie mich lange sinnend an. —

Einmal hatte ich sogar den Mut, ihr von Felicja zu sprechen, und ihr Alles zu beichten. Da hörte sie mich erst staunend an, dann begann sie zu lachen und rief ein über das andere Mal: „Nein, seht diese Kinder! — Aber Lars," fuhr sie fort, „was wollen Sie denn? Liebt Euch, und seid glücklich! — Kommt Zeit, kommt Rat!" —

„Verzeihen Sie, Lars," setzte sie dann hinzu, als ich mein Gesicht finster verzog. „Ich will Ihnen nicht das Unrecht anthun, Sie zu unterschätzen. — Setzen Sie sich zu mir, junger Freund, und lassen Sie uns vernünftig reden."

Ich rückte meinen Stuhl an ihre Seite.

„Ich will Ihnen einen Trost und einen Rat geben: Daß Sie zwischen sich und Felicja doch immer eine Schranke finden, das mag daher kommen, daß ihr Beide ziemlich ausgeprägte Naturen seid, die sich nicht leicht hingeben. Besonders aber Felicja! — Eine Mutter kennt ja ihr Kind nie ganz genau. — Aber soviel weiß ich, daß ihr Gefühl gerade durch die schmerzlichen Ereignisse krankhaft zart geworden ist und sich in übersinnliche, vielleicht mystische Regionen verloren hat. Sie müßten ihr als eine solche Gestalt erscheinen, wie sie ihre jugendliche Fantasie sich denkt, und sie dennoch aus ihrer Traumwelt mehr in die Wirklichkeit zwingen. — Das ist nun freilich schwer! — —“

„Aber wozu sollte das auch führen?“ setzte sie nach einigem Nachsinnen hinzu. „Ihr seid noch so jung! — Und für später — —“

„Meines Wissens ist kein Nebenbuhler vorhanden, der Ihnen schaden könnte!“—Sie lächelte.

„Wenn man sich nur nicht selbst am meisten schaden würde!“ versetzte ich mit einem Seufzer sehr ernst.

Die Worte schienen wieder ihr Wohlgefallen zu erregen. Sie wollte mich küssen, wie sie es zu thun gewohnt war, mein Gesicht mit beiden Händen fassend. Ich war aber von meinem Schmerze so ganz eingenommen, daß ich dieser Störung meiner Gedanken ein wenig widerstrebte.

„Schau, schau, das Herrlein ist stolz geworden durch seine Liebesaventüren! — Warte, ich will Dir zeigen, wer von uns die Macht hat!“ Und sie faßte mich ganz kräftig an den Ohren, daß ich vor Schmerz aufschrie, und küßte mich mehrmals, wie zur Strafe. Dann sah sie mir noch lange aus der Nähe in's Gesicht, so fest und eigen, daß mir ganz heiß wurde. Und als ich, um ihren Blicken auszuweichen, meine Augen senkte, hafteten sie auf der wunderbaren Rundung ihrer weißen Brust, die sich unter dem Spitzensaum lebhaft hob und senkte. Unwillkürlich entrang sich mir ein Seufzer. — Sie stieß mich von sich.

„Sehen Sie doch nicht so hierher!“ sagte sie, und band die Schleife des Morgenrockes zu. Dann ging sie zur Thür. Dort wandte sie sich nochmals um und rief mich.

„Lars!"

Ich ging zu ihr.

„Ich habe Ihnen auch einen Rath versprochen, und den sollen Sie haben. — Aber sei'n Sie nicht böse! — Sie müssen — auf andere Weise lieben, wenn Sie ein Mädchen gewinnen wollen. — Verstehen Sie nicht, was ich meine? — Das ist alles, wie soll ich sagen, so kindisch! — Sie sind doch schon ein Mann, oder wenigstens schon bald; also" — Sie ergriff meine Hand, — „zeigen Sie ihr, daß Sie nicht blos ein Träumer sind! — Sein Sie energisch, und" — diese Worte sprach sie mir hastig in's Ohr, — „küssen Sie sie! — Also: auf Wiedersehen!" Sie gab mir einen kameradschaftlichen Handschlag.

„Glauben Sie mir, ein Kuß kann viel!" — Damit verschwand sie lächelnd, eine ganze Fülle von Licht, Mut und Freudigkeit bei mir zurücklassend. —

III.

Für den nächsten Tag war eine große Landpartie verabredet. Ich war in der Nacht mehrmals aufgewacht und hatte darüber nachgedacht, wie ich mit Felicja reden sollte, um Alles, aber auch Alles in's Reine zu bringen. — Ich dachte mir jedes Wort aus und ihre Antworten dazu, und hatte den Augenblick schon herausgefunden, in welchem ich das Wagniß ausführen wollte: Ihre Hand erfassen, feurig, dann sie an mich ziehen, umarmen und küssen, heiß! — Und um mir Mut zu machen, ließ ich vor meinem nachtwachen Geiste die ganze Armee meiner Lebensansichten Revue passiren.

Und mit dem seligen Bewußtsein, daß ich doch im Geiste die ganze Welt beherrsche, und mir also auch dieses Mädchen nicht entgehen könne, entschlummerte ich gegen Morgen und hatte einen seltsamen Traum:

Ich ritt ganz langsam durch einen dichten Wald; Felicja ging nebenher, mein Pferd am Zügel führend. — Plötzlich tauchte ein großer Mann in härenem Mantel zwischen den Bäumen auf und ging höhnisch lachend über den Weg. — Das Pferd sprang zur Seite und warf mich ab; Felicja lief laut schreiend davon. Als ich mich erhoben hatte, kniete sie vor einem Madonnenbilde unter einem Baum. Ich eilte hin; aber als ich in die Nähe kam, sah ich sie wieder auf einem breiten Aste der blühenden Linde sitzen. Sie wiegte sich und lachte mit silberheller Stimme; riß Blüthen von den Zweigen und warf sie nach mir. Ich wurde zornig und begann den Baum zu erklettern.

Anfangs ging es mit rätselhafter Geschwindigkeit. Ich frohlockte schon. — Aber sowie ich ich nach aufwärts sah, schien sich das Geäst immer weiter und weiter vor mir zurückzuziehen, bis hinauf an die Himmelskuppel. Das Klettern machte mir immer mehr Mühe; meine Hände hafteten nicht mehr an der Rinde. Ich sah nach abwärts: Eine furchtbare Tiefe gähnte unter mir.

So hing ich eine Zeit lang zwischen Himmel

und Erde, konnte nicht hinauf und nicht hinab. Endlich verließ mich die Kraft — ich fiel. Der starre Schreck umklammerte alle meine Glieder. Jetzt — und jetzt glaubte ich aufzuschlagen. — Aber — oh Wunder! — sanft, ganz weichlich trugen mich die Lüfte; ich fühlte deutlich weiche Arme mich umfassen: Frau Venus tauchte aus einer rosafarbenen Wolke auf, und ich ruhte selig und weltvergessen an dem schönsten Busen. —

Als ich erwachte hatte ich noch das Gefühl ihres Kusses auf den Lippen. — Die Sonne schien hell durch die Vorhänge. Ich sprang aus dem Bett und zog mich eilends an.

Auf dem Wege rief ich mir noch die Entschlüsse der Nacht in die Erinnerung zurück.

Leider konnte ich den ganzen Tag von den vorbereiteten Redensarten keinen Gebrauch machen; und selbst wenn ich mit Felicja allein war, so beschwerte mich dieses auf die Seele geladene Gepäck so sehr, und der Vergleich des Beabsichtigten mit dem Gegenwärtigen verwirrte mich so, daß ich fast garnichts zu reden wußte.

Endlich, auf dem Heimwege, hatten wir uns

von der Gesellschaft entfernt. Felicja ging vor mir über den moosigen, weichen Waldpfad, den die untergehende Sonne blendend beleuchtete. Sie ging langsam, den Strohhut in der Hand, und sah umher, als ob sie Blumen suchte. — Ich sprach mir Mut zu; jetzt, sagte ich mir, sei der richtige Moment.

Sie summte ein Lied; als es zu Ende war, suchte ich ein Gespräch anzuknüpfen.

„Felicja, Sie lassen mich so allein gehen!“ Die Stimme klang sehr beklommen.

„Was soll ich denn thun?“ fragte sie, gleichfalls befangen, ohne sich umzuwenden.

Ich machte ein paar rasche Schritte und schob meinen Arm unter den ihren.

„Ich habe Ihnen so viel zu sagen —!“

Sie antwortete nicht und sah traurig vor sich hin.

„Komme ich Ihnen ungelegen? — Wollen Sie lieber allein sein —?“

„Oh nein, ich bin nur so abgespannt.“

„Haben Sie nicht auch die Empfindung, daß wir uns aussprechen müssen, Felicja? — Es kann doch nicht so bleiben zwischen uns! — Denken Sie an die Zukunft!“

„Ach, die Zukunft! Was kann sie mir bringen? Obzwar, morgen — dürfte sich Manches ändern!“ Ihre Stimme klang fremd.

„Wieso?“ fragte ich erschreckt.

„Professor Riemer kommt auf Besuch.“

„Der Jesuit,“ rief ich ganz erstaunt. „Woher kennen Sie den Charlatan?!“

„Ich verbitte mir diesen Ausdruck! — Er war mein Lehrer, und ich werde ihn stets verehren!“

„Mich hat er auch einmal unterrichtet!“ sagte ich mit mehr Bitterkeit, als nötig gewesen wäre. „Er hat mich sogar eines sehr häufigen und vertrauten Umgangs für würdig befunden! Und ich gestehe, daß er auch wirklich eine Zeit lang großen Einfluß auf mich gehabt hat. Aber jetzt bin ich froh, daß ich mich von ihm losgemacht habe. —“

„So?“ fuhr Felicja auf, „natürlich, weil Sie ihn nicht verstehen!“

Dieses Wort ärgerte mich und traf einen wunden Punkt.

Denn dieser Professor Riemer, ein Gemisch von selbstquälerischer Pflichtergebung und streberischer Charlatanerie, hatte seinen Einfluß

auf mich, das heißt meine Unerfahrenheit, meine jugendliche Wut, aufgeklärt, geleitet, gebessert zu werden, dazu ausgenutzt, mich auf's Unerhörteste zu tyrannisiren, nur um das Bewußtsein zu haben, daß er mich geistig beherrsche. Ich glaubte also wirklich Grund zum Stolz zu haben, weil ich mich endlich mit aller Kraft von seinem Einflusse frei gemacht hatte. —

Wir sprachen eine Zeit lang kein Wort. Und trotzdem wir noch Arm in Arm gingen, war es, als entfernten wir uns immer mehr von einander. Mich quälte das; mein Gehirn arbeitete fieberhaft. „Wenn Du jetzt nicht energisch bist," sagte ich mir, „und zeigst, daß Du Dir allein das Recht zutraust, ihre Neigung und Achtung in Anspruch zu nehmen, so ist Alles verloren!" — Ich begann darum in einem möglichst festen und herzlichen Tone von einem Vorfall zu sprechen, bei dem sich unsere Sympathie deutlich gezeigt hatte, und setzte treuherzig hinzu:

„Solch ein Erlebniß müßte für immer alle Mißverständnisse zwischen uns beseitigen!"

Felicja blieb plötzlich stehen und gab mir die Hand.

„Sie müssen auch nicht so leicht verletzt sein!“ — Dabei lehnte sie sich ermüdet an einen Baum.

Ich faßte mir ein Herz und sagte:

„Nun, ich weiß ja, daß wir uns im Grunde noch ebenso nahe stehen wie damals; und ich möchte, daß es so bleibt; — daß es noch schöner wird, — daß Sie mich — lieb haben —! Nicht wahr, Felicja?“

Sie hatte den Kopf vornüber gebeugt; zitternd vor Erregung schlang ich meinen Arm um sie und näherte mein Gesicht dem ihren. Da hob sie den Kopf. — Unsere Blicke begegneten sich. Ihre Augen sahen mich so fremd, so irrend, so flehend an! Ich ließ meine Arme sinken. Nein! Es wäre mir wie Schändung vorgekommen, wenn ich sie in diesem Augenblicke geküßt hätte! —

Mechanisch setzte sie ihren Strohhut auf, den sie in der Hand getragen hatte, steckte die Nadel durch und setzte den Weg fort, langsam und sinnend wie vorher; und ich ging hinter ihr, von tausend Gedanken zerrissen.

Zum ersten Male streifte mich die Erkenntniß jener rauhen Wahrheit, daß es im Leben und vor Allem in der Liebe mindestens ebensoviel auf Erfahrung und Berechnung ankommt, als auf die Kraft der Gefühle. —

IV.

Den nächsten Tag kam Professor Riemer an; mit altmodischen Complimenten, langathmigen Redensarten und Augenverdrehen. — Frau von Kaminsky empfing ihn freundlich, wie alle Gäste; Felicja begrüßte ihn mit Demut und stiller Freude; ich warf ihm wütende Blicke zu.

Den eigentlichen Grund der Spannung begriff er nicht, und hielt sie für eine Folge seines einstigen Benehmens. Das imponirte ihm, und er versuchte, sich mir von einer andern Seite zu nähern, da er mich doch einmal als unvermeidlichen Hausgenossen vorfand.

Er begann oft bei Tisch Gespräche mit mir, in die er eine Färbung hineinzulegen wußte, als ob wir die zwei einzigen Wissenden in der Gesellschaft wären, die diese Frage erledigen könnten. — Er hatte ein ziemlich umfangreiches Wissen, aber in Allem eine er-

bärmliche Kleinlichkeit und Feigheit der Auffassung.

Felicja saß stundenlang bei ihm; er predigte von Selbsterziehung, von Kampf gegen seine Neigungen, von Seelenharmonie, — ein Mischmasch aus Christentum, Kant und allem Möglichen. Aber in dem überreizten und hellseherischen Gemüte des Mädchens widerhallte dieser Unsinn wie ein Prophetenwort.

Ich zwang mich, nicht hinzusehen. Jedoch so oft ich mit irgend einer Angelegenheit in ihre Nähe kam, sah mich Felicja an, als ob ich ein Eindringling ins Allerheiligste wäre. —

Je unglücklicher mich diese Erfahrungen machten, um so inniger schloß ich mich meinem Vater an, natürlich ohne mich zu verraten, — und teilte alle seine wilden Zerstreuungen. — Da ich mir vorwarf, selbst an Allem Schuld zu sein, durch meine Weichherzigkeit, wollte ich mich abhärten, mich quälen, meine Männlichkeit auf einem anderen Gebiete beweisen.

Einen jungen ungarischen Schimmel, Csardás mit Namen, ein ganz unberechenbares wildes Pferd, hatte ich mir von meinem Vater ausgebeten und durchjagte nun tagsüber die ganze

Umgebung. Ganz gebrochen kam ich dann Abends von meinen wüsten Distanzritten in den Stall zurück, wo mir meine arme, treue Fatme entgegenwieherte, froh, mich zu sehen, und mir Vorwürfe zu machen schien, daß ich ein so ganz Anderer geworden war.

Mein Vater, der sich schon seit einiger Zeit dem Kaminsky'schen Hause ferngehalten hatte, war noch nie mit mir so zufrieden gewesen. Es begann ein beinahe freundschaftliches Gefühl in ihm aufzukeimen. — Auf einer Wiese, unweit der Kaminsky'schen Villa, hatte er eine Hindernißbahn herrichten lassen, Gruben, Stangen, Hecken, Hürden; und dort belustigten wir uns um die Wette an den waghalsigsten Sprüngen. — Wenn ich einmal vor einem Sprunge einen Augenblick zurückschreckte, dann glaubte ich das höhnische Kichern Felicja's aus dem benachbarten Garten herüber zu vernehmen, und dieser Stachel ließ jedes Bedenken vergessen. —

Eines Tages hatte mein Vater ein ganzes Dickicht von Dornengestrüpp und jungem Nadelgehölz als Hinderniß aufstapeln lassen. — Ich kam eben von Kaminsky's, bei denen ich in heftigen Wortwechsel gerathen war. Es hatte

sich bei Tische ein langweiliges Gespräch über Ehefragen entsponnen. Professor Riemer sprach, natürlich auf die Zustimmung Felicja's rechnend, vom ewigen Bunde der Herzen, von gegenseitiger Aufopferung, auch in finanzieller Beziehung, und versuchte mich in seiner Art zum Reden zu veranlassen. Ich gab absichtlich eine ziemlich scharfe und durch den Contrast frivol klingende Ansicht zum Besten. Felicja tadelte mich; ein Wort gab das andere; ich mochte in meinem gereizten Zustande zu heftig geworden sein, kurz — Felicja ließ sich endlich von der Erbitterung so weit hinreißen, daß sie mich aufforderte, sie in Zukunft mit meiner Gegenwart zu verschonen. — Einen Augenblick war mir, als hätte mich Jemand mit der Faust in's Gesicht geschlagen. Aber ich faßte mich, machte eine stumme Verbeugung und ging.

In dieser Stimmung kam ich auf den Reitplatz. Mein Schimmel wartete schon auf seine Weise, indem er sich bäumte, um sich schlug, daß ihn der Groom kaum halten konnte. — Mein Vater jagte bereits lustig umher. Eben als ich aufstieg, sprengte er an mir vorbei und rief mir hastig zu: „Mach hurtig,

Lars, wir haben neue Hindernisse.“ Und schon saß ich im Sattel und galoppirte hinter ihm her.

Mochte ich nun durch die vorhergegangene Scene eine nervösere Führung haben, oder war das Pferd durch das Warten so capriciös geworden, genug, mein Schimmel führte die verzweifelt'sten Stückchen auf.

Nun kamen wir an das neue Hinderniß. Das Zeug sah aus wie ein kleiner Urwald und Jung-Csardás mochte glauben, ich wollte ihn zwingen, sich seinen Kopf durchzurennen. Aber mein Vater war schon vor mir darüber hinweggesetzt und kehrte nun im Bogen zurück, mich anzutreiben. Ich gab dem Thiere die Sporen, — es bäumte sich. Ich ließ nicht nach; — es sprang in ungleichen Sätzen vorwärts, stutzte wieder. — Jetzt wurde mein Vater ungeduldig. Er stieg vom Pferd und ließ sich die Peitsche geben. Unbarmherzig schlug er auf den stützigen Gaul los. Das Thier war in der höchsten Aufregung; es zitterte, schnaubte, schäumte — und endlich sprang es, so ungeschickt wie möglich, gerieth mit seinen Vorderbeinen zwischen das Geäst,

überschlug sich, — ich stürzte kopfüber, zum Glück — durch den heftigen Stoß — in weitem Bogen, sonst hätte mich das Pferd zerdrückt.

Ich hatte mir bei dem Sturz mehrere Verletzungen zugezogen und wurde in das Haus der Frau Kaminsky gebracht.

Als ich durch den Garten getragen wurde, trat Felicja eben hastig aus der Laube; als sie den sonderbaren Zug erblickte, starrte sie mit weit aufgerissenen Augen hin.

Der Arzt constatirte einen Bruch des linken Radius und kleinere Verletzungen an der rechten Kniescheibe, an Schulter und Stirn.

Da ein Transport in die etwas entlegene Wohnung meiner Eltern ungünstige Folgen haben konnte, wurde mir ein Zimmer in der Villa eingeräumt.

Dort lag ich etwa zwei Wochen. — In der ersten Zeit konnte ich nicht schlafen, denn die Verbände verschoben sich bei jeder Veränderung der Lage, und die Schmerzen erweckten mich. —

Aber die Zeit wurde mir nicht lang. Ich

hatte ja so viel zu denken! Die Erlebnisse der letzten Wochen seit jenem Abend, an dem ich Felicja zum ersten Mal am Portale der Kirche erblickt hatte, zogen wieder und wieder an meinem geistigen Auge vorüber, immer von Neuem mein Herz mit Weh erfüllend.

Aber mit der fortschreitenden körperlichen Genesung wurde auch meinem wunden Geiste endlich die Erlösung des Schlummers zu teil. Ich schlief mehrere Tage fast ohne Unterbrechung, so tief, mit einem solchen Gefühle süßester Erquickung, wie nie vorher. —

Als ich eines Morgens, wunderbar gestärkt, erwachte, saß Frau von Kaminsky neben mir, im Spitzenschlafrock, und hielt meine Hand in ihrer Rechten, aus der ein wohliges Gefühl durch meinen ganzen Körper strömte. Ich wandte meinen Kopf und sah sie an. In Gedanken verloren, hatte sie mein Erwachen nicht bemerkt. Den Kopf in eine Hand gestützt, blickte sie mit weicher, schmerzlicher Träumerei in die Ferne. Die rötlich-goldenen Haare, noch nicht aufgebunden, flossen in reichen Wellen über die Schulter bis zu den Hüften hinab, — ein wahrhaft königlicher Schmuck! —

So hatte ich sie noch nie gesehen. Jede Linie ihrer Schönheit saugte ich in mich; und als sie sich bewegte, schloß ich rasch die Augen, auf eine Fortsetzung des Genusses hoffend. Mein kleiner Betrug sollte noch schöner belohnt werden. Denn plötzlich fühlte ich ihren warmen Athem ganz in meiner Nähe, — sie mußte sich über mich gebeugt haben —, eine Locke ihres Haares fiel auf meine Wange, daß ich Mühe hatte, mich nicht zu verraten, und endlich — legten sich ganz leise ihre weichen, vollen Lippen auf die meinen. — Noch nie hatte mich eine Berührung derart elektrisirt! Ich zuckte unwillkürlich; sie erhob sich, ging zum Spiegel, und ordnete ihr Haar. — Nach einigen Minuten hielt ich es für geeignet zu erwachen.

„Guten Morgen, Frau Venus!" sagte ich mit schlaftrunkener Stimme. Es war das erste Mal, das ich den Mut hatte, sie so zu nennen.

Dann plauderten wir in dem Tone, wie zwei Leute, die sich gut verstehen, über hunderterlei Dinge. Die Welt zeigte sich mir in einem so klaren, angenehmen Lichte, daß ich kaum

begriff, wie ich früher überall auf Rätsel und Leiden gestoßen war. — Nur ganz versteckt, in einem Winkel der Seele, schlummerte noch eine Ahnung von jenem problematischen Idealismus, der sich über das gewöhnliche Leben hinaussehnt, keine Freude und keine abgeklärte Schönheit kennt. Aber es klang von weit, sehr weit herüber, wie wenn die kläffende Meute in den dämmerigen Wald eintaucht und ganz allmählig das Gelärm verhallt.

Der Name Felicja's wurde nicht ausgesprochen; aber er lauerte hinter manchen Gesprächen. Frau von Kaminsky erzählte, daß Professor Riemer vor mehreren Tagen plötzlich abgereist sei; daß er sehr zwingende Veranlassung dazu gehabt! — Er hatte Felicja's Vertrauen mißbrauchen wollen, um das Mädchen mitsammt ihrer Mitgift sich zuzuschanzen. Aber Frau von Kaminsky hatte seine Absichten bald durchschaut und vereitelt. — Sie wurde sehr zornig bei der Erinnerung. Aber jetzt nahm ich ihn großmütig in Schutz.

„Es ist nur zu bedauern," setzte ich auseinander, „wenn so reich veranlagte Menschen durch die Verhältnisse auf Abwege gedrängt

werden! — Unsere Zeit ist daran Schuld mit ihren Enttäuschungen und ihrer Entmutigung; mit der Sehnsucht nach einem anderen Zustand ohne die Kraft oder Möglichkeit zur Verwirklichung! Große Kerle beißen sich durch; aber diese Riemers, die sich von den Abfällen des Genie's nähren, fühlen sich zu eng in ihrer Haut; für diese Kärrner ist nichts zu thun, weil keine Könige da sind, die bauen. Und da werden sie bei edlen Grundsätzen raffinirte Schurken." —

Frau Varette sah mich groß an und war ganz verblüfft, daß ich die große Welt so im kleinen Finger hatte! — Diese Sorte Menschen war ihr neu, die Alles capiren, weil sie Nichts wissen. —

Auch meine Ansichten über Mädchenerziehung kramte ich noch aus; und daß die Mädchen der guten Gesellschaft die erbarmungswürdigsten Geschöpfe seien, da sie mit ihrer Liebe fast immer in die Irre gingen. — Und Frau Varette bestätigte meine Ansichten durch zahlreiche Beispiele aus Bekanntenkreisen. —

Endlich wollte sie gehen; ich dürfe mich nicht übermüden.

Ich küßte ihr die Hand und hielt sie fest. „Ich lasse Sie nicht so leicht von mir! Erst müssen Sie — —, Sie haben mich früher fast jeden Tag geküßt!" — „Ja, wenn's mir Spaß machte, — aber —" „Also bitte, bitte!" — Einen Augenblick schwankte sie und sah mich an; ich hatte mich aufgerichtet, meine Augen brannten. — „Nein," sagte sie, „Sie sind kein Kind mehr." — Mich aber hatte ihre Gegenwart berauscht. Ohne daß sie sich dessen versah, zog ich sie an mich, daß sie sich auf den Bettrand setzen mußte, schlang kräftig beide Arme um sie, und küßte ihren Mund.

Sie entwand sich mir mit einem leisen Schrei, gab mir eine schallende Ohrfeige und rauschte aus dem Zimmer.

Als sie draußen war, fühlte ich erst, daß mich meine Wunden heftig schmerzten. Aber ich lauschte auf dieses Brennen und Stechen mit wahrer Wollust und wünschte, es möchte mich recht lange quälen; denn so hatte ich ein Andenken an jenen schönen Augenblick.

Dann streckte ich mich in den Kissen und wälzte mich vor Vergnügen, lachte und sang laut. —

An die Ereignisse vor der Krankheit dachte ich kaum mehr. Mit hochmütigem Mitleid sah ich auf meine Liebesleiden zurück; und jene lästigen Quälgeister, die Trauergäste jeder unglücklichen Liebe: die Selbstvorwürfe, das Verzweifeln an sich und an der Möglichkeit geliebt zu werden, wichen von mir wie die Wahnvorstellungen des Hypochonders, wenn sie ihm in der Hypnose wegsuggerirt werden.

Als der Arzt kam, fand er meinen Zustand so günstig, daß er mir erlaubte, einige Stunden im Freien zuzubringen. —

Mein Vater und Frau von Kaminsky geleiteten den Reconvalescenten an den See hinaus. Dort stiegen wir in eine Gondel und ließen uns im wohligen Sonnenschein herumfahren.

Frau von Kaminsky war ungewöhnlich still, sie vermied, mich anzusehen. Und ich empfand ein grausames Vergnügen, der schönen Frau so nahe gegenüber zu sitzen. — Mein

Vater erzählte lustige Geschichten, um uns aufzuheitern. —

Als wir an die Stelle kamen, wo der Ruf in zweifachem Echo von dem Felsen zurückgeworfen wird, schrieen wir um die Wette die sonderbarsten Namen hinüber. — Plötzlich rief ich laut: „Frau Venus!“ und Frau Varette drauf mit heller singender Stimme: „Tannhäuser!“ — Dann lauschten wir; — — und durch das sonderbare Spiel des Schalles hatten sich die Namen drüben in dem stillen Thal die Hände gereicht und kehrten nun zu unserer Ueberraschung verbündet zurück: „Frau,“ tönte es und dann ganz hell und singend: „Tannhäuser!“

„Frau Tannhäuser!“ rief mein Vater lachend; „was soll das heißen?“ Frau Varette sah mich an; als sie meinem Blick begegnete, errötete sie und schlug die Augen nieder. — Es war ein kurzer Blick; aber er wurde eine diamantene, flimmernde Brücke, über die das Glück aus dem einen Herzen in das andere hüpfte. — Mein Vater rief dann noch: „Eli — sabeth! Eli — sabeth!“ Aber wir mochten wohl schon an der Stelle vorbeigerudert sein.

Kein Echo trug den Namen des verlassenen, unglücklichen Mädchens der Sage wieder zurück. Hinter den Bergen, wo sich unsere Namen wunderbar verschlungen hatten, ging er schaurig, ohne Widerhall verloren.

V.

Zwei Wochen später war ich gesund wie der Fisch im Wasser. Aller Schmerz, alle Traurigkeit war vergessen, und ich hatte eine Stimmung, um die Welt aus den Angeln zu heben!

Der Sommer war herangerückt. Beide Familien zogen in die kleine Villenkolonie am L . . . See. Anstatt zu reiten, — dazu war die Hitze zu groß, — saßen wir des Morgens und beim nächtlichen Mondenschein im Boot, mit luftigem Tricot bekleidet, und ruderten, oder segelten bei günstigem Winde. Des Vormittags tummelten wir uns in dem See, sprangen, tauchten, schwammen um die Wette, an's jenseitige Ufer und zurück.

Für den Geburtstag des Kaisers war ein Fest zur See angekündigt: Vormittags Wett-

schwimmen, gegen Abend Blumen-Corso auf dem Wasser, dann Tanz, bal-champêtre.

Beim Wettschwimmen siegte ich.

Rings um die abgesteckte Bahn drängte sich das Publikum, zu einer Seite auf dem Ufer, zur anderen in Booten und Fahrzeugen aller Art. Ich war von der Anstrengung nicht sehr ermüdet, und in meinem Uebermuth und meiner Freude schwamm ich, den Siegespreis zwischen den Zähnen haltend, die ganze Strecke nochmals durch, bei meinen zahlreichen Bekannten, verweilend. Ich wußte, daß ich meine Arme und Schultern sehen lassen konnte. Als ich an das Boot der schönen Frau kam, winkte sie mich heran, beglückwünschte mich und besah meinen Preis. Dann zog sie einen Kranz hervor; ich mußte mich mit dem ganzen Oberkörper aus dem Wasser heben, auf den Bord des Schiffes stützen, während sie sich zurücklehnte um das Gleichgewicht zu erhalten, und so befestigte sie mir den Kranz in den feuchten Haaren. Die Bravo- und Hurrah-Rufe des Publikums erhoben sich von Neuem. Doch ich sah nur sie an, und verschlang mit den Augen jede ihrer graziösen Bewegungen. Inmitten des kalten

Elements überlief es mich heiß, und ich zitterte; ihr Blick, der wohlgefällig auf mir geruht hatte, — nicht nur auf meinem Gesichte, — wurde besorgt.

„Nun machen Sie, daß Sie an's Trockene kommen!" sagte sie hastig, „Sie fiebern ja! Werden Sie mir nicht krank!"

„Nicht von der Kälte!" sagte ich noch, stürzte mich in's Wasser und schwamm mit jubelnder Kraft, unter Plätschern und Lärmen nach dem Kabinenraum.

Nachmittags wurden die Boote für den Blumen-Corso gerüstet. Zum Mittelpunkte dieser Festlichkeit war ein großes, reich dekorirtes Schiff bestimmt, welches die Meerentstiegene, Wellenschaum-geborene Göttin der Schönheit, umgeben von Nixen und Grazien, tragen sollte. Frau von Kaminsky hatte es übernehmen müssen, in griechischer Gewandung die „listenersinnende Tochter des Zeus" darzustellen, und alle Mädchen der Bekanntschaft hatten sich dazu gedrängt, ihr Gefolge zu bilden.

Nur Felicja wollte sich nicht beteiligen. Sie war in jener Zeit in sich gekehrt und trauriger als je.

Ich machte ihr einen anderen Vorschlag: Ich hatte ein kleines Boot in der Art einer Gondel ausrüsten lassen; es wurde recht bunt mit rotem und gelbem Tuch ausgeschlagen, rote Rosen und Sonnenblumen wurden wechselweise aufgeheftet, Guirlanden herumgeschlungen und die Mitte des Bootes mit einem Baldachin überdeckt. — Felicja, mit offenem Haar, in lichtem reichem Kleid, sollte eine Venezianerin darstellen, und ich in neugriechischer oder türkischer Tracht einen Seeräuber, der die kostbare Beute entführen will.

Felicja nahm den Vorschlag an, wie mir schien, mit geheimer Freude. — Ich nahm mir auch vor, recht freundlich und liebevoll gegen sie zu sein, umsomehr, als jede Spannung aus meinem Herzen gewichen war.

Als aber gegen Abend, bei abnehmender Hitze, ein Fahrzeug nach dem andern in den See hinausfuhr, bis sich auf der kräuselnden Fläche alle trafen, kreuzten, und ein lustiges tolles Spiel von Blumen- und Wort-Geschossen begann, da kam wieder meine jähe Daseinsfreude über mich. Ich konnte mich nicht zwingen, auf das Mädchen, das still und ernst vor mir im

Boote saß, zu achten. Mit Blumen und kecken Zurufen bombardirte ich die vorüberziehenden Schiffe, — und als endlich jenes wundervolle Schiff der Schönheitskönigin herangezogen kam, langsam und majestätisch, da richtete ich mich auf und eröffnete ein hitziges Gefecht. Von den Mädchen hatte auch manche für mich oder gegen mich etwas auf dem Herzen, und wollte bei dieser Gelegenheit ihren Gefühlen Ausdruck geben; ich aber hatte nur Augen für Frau Venus, die stolz mit hoch erhobenem Haupte auf einem goldenen Throne saß. — Ich zog mit einem Enterhaken mein Schiff an das ihre und drohte die ganze Schönheitsburg zu stürmen. Frau Venus erhob sich von dem Throne und leitete mit heller Stimme die Verteidigung. „Mut!" rief sie; „Zeigt, daß Ihr Euch vor solchen Banditen nicht fürchtet! — Gebt Feuer!"

Die Mädchen schrieen „Hurrah!" und warfen, überschütteten mich mit Blumen, daß ich die Augen schließen mußte. „Räuber, Räuber!" schrie es von allen Seiten, „stirb, Räuber!", bis ich endlich den Kampf aufgab und mit Lachen weiter fuhr.

Ich sah auf Felicja. Sie zwang sich zu

einem Lächeln, aber es fiel sehr wehmütig aus. Und als ich nach einiger Zeit wieder hinsah, blinkten Thränen in ihren Augen. Teilnahmsvoll rief ich sie beim Namen; sie zog ihr Tuch hervor, und begann still zu weinen.

Ich sprach kein Wort mehr und entführte das Boot mit einigen kräftigen Schlägen aus dem Getriebe des Festes in eine stille Bucht. Der Mond stand dort schon über den Bäumen und mischte seinen schwachen Schimmer in das bunte Farbenspiel des Abends.

Leise plätschernd schlugen die Ruder in das glatte Wasser, beruhigend in ihrem Gleichklang. Felicja hörte auf zu weinen, tauchte ihre Hand in die kühle Flut, die sich an dem Hemmniß staute und gurgelnd vorüberquoll; netzte damit die Augen, lächelte still vor sich hin, und begann ein Lied. Ich setzte mit der zweiten Stimme ein, langsam weiter rudernd.

Als wir zum Schauplatz des Festes zurückkehrten, war der Lärm vorüber. Nur vereinzelte Boote schwammen noch umher. Das Mädchen bat mich, sie an's Land zu setzen; sie sei müde und wolle nach Hause. Ich bot ihr an, sie zu begleiten, sie lehnte schwankend

ab, und ich war froh darüber; denn mich zog es ganz wo anders hin! — Während sie mit ihrem graziösen, schwebenden Gang durch die Allee dem Schlößchen zuschritt, stieß ich vom Ufer, und ruderte, so schnell ich konnte, hinüber nach dem Park, wo sich das Fest fortspielte.

Im Park drängten sich bunte Gestalten. Ich wollte unbemerkt vorbeieilen; denn es trieb mich, sie aufzusuchen, an die allein ich dachte. Aber schon hatte man den Sieger vom Vormittag entdeckt und mit Halloh empfangen. Ich mußte eine Menge Begrüßungen und Glückwünsche über mich ergehen lassen; fremde Leute ließen sich mir vorstellen und stellten mich dann ihren Töchtern vor. Das Alles blieb nicht ohne Eindruck auf mich: Ich fühlte mich und war stolz. Aber Alles floß in den einen lebhaften Wunsch zusammen, daß mir diese Ehren in den Augen der schönen Frau von Vorteil sein möchten! — Jedoch ich konnte sie nirgends entdecken. —

In einer Halle wurde getanzt. Ich mischte mich unter die Menge und stürzte mich in den Wirbel. — Plötzlich erblickte ich sie, stehend, in einer Fensternische. Ich eilte zu ihr. Stolz und

hoheitsvoll stand sie vor mir. Das Costüm ließ sie noch größer und schöner erscheinen. Ich beugte mich und küßte ihre Hände.

Sie schien mit meinem Benehmen zufrieden zu sein und sah mich mit blitzenden Augen an.

„Elender Räuber,“ sagte sie dann scherzend mit pathetischer Stimme, „die Stunde der Rache ist gekommen! Du bist in meiner Macht, und Deine Strafe soll Dich ereilen! —“

„Ich bin,“ versetzte ich rasch, „zum Sterben bereit und bitte nicht um mein Leben, doch willst Du Gnade mir geben — —“ Wie durchzuckte es mich bei dem Wörtlein „Du“, mit dem ich sie zum ersten Mal unter der Hülle des Citates anreden konnte! — Ich sah sie verlangend an und trat ganz dicht zu ihr. Ihr Blick senkte sich und fiel auf die Waffen, die in meinem breiten Gürtel staken. Blitzschnell riß sie einen Dolch heraus und zückte ihn gegen meine Brust. Ihr Gesicht sah ernst und zornig aus, daß mir einen Augenblick der Athem stille stand. Als ob sie wirklich für ein Verschulden Rache zu nehmen hätte, so flammte es in ihren Augen.

So standen wir Aug' in Aug', unsere Um-

gebung vergessend. — Ich zuckte nicht mit den Wimpern und bot meine Brust dem Stoße dar. Plötzlich ließ sie den Arm sinken; der Ausdruck ihres Gesichts verwandelte sich; verzagend, kindlich bittend hingen ihre Augen an den meinen —; mir schien, als sei ich älter, viel, viel älter als sie — — —.

Der Dolch fiel klirrend zu Boden. Sie hob den Kopf, wie Jemand, der einen Traum abschütteln will, wandte sich und ging. — Ich stand, wunderbar bewegt, und sah ihr nach. — Als wieder Leben in meine Glieder kam, und ich ihr nacheilen wollte, war sie verschwunden. Tanzende Paare stießen an mich an, daß ich taumelte; ich mußte mich zurückziehen und kam in die Nähe der Thür. Von draußen wehte mich die kühle Nachtluft an, ich folgte dieser Mahnung und drückte mich mit Hast in's Freie. —

Mit gierigen Zügen sog ich die erfrischende Luft ein. Durch mehrere Alleen kam ich an das Ufer. Es packte mich die Lust, noch einmal in die kühle Flut zu tauchen. Doch plötzlich begann ich zu laufen, in großen Sätzen stürmte ich einen Hügel hinan.

Oben blieb ich stehen und blickte in die Ferne, über den See nach den Bergen, nach dem weiten, stillen Himmel. Der Nachtwind fuhr in leichten Stößen durch mein Haar; mein Herz schlug zum Zerspringen —. Und plötzlich kam mir das Verständniß für die sonderbare Scene. Ich verstand, daß sich dies Weib, das schöne, vielumworbene, in jenem Augenblick in meine Macht gegeben hatte, daß sie sich nach mir sehnte — —! Ich breitete die Arme aus und rief schallend in die Weite: „Mein ist sie, sie ist mein!"

Lange stand ich noch, und tausend Gedanken jagten durch mein Hirn, alle durchtränkt von der wundersam starken Ueberzeugung: Du bist ein Mann, den ein Weib lieben, der ein Weib beherrschen kann!

Endlich fiel mir ein, daß es doch nicht schön von mir sei, die Frau, die mich liebte, allein zu lassen unter fremden Menschen. — Ich ging deshalb mit großen Schritten den mondbeschienenen Weg hinab. Aber als ich in den Park kam, war alles dunkel, die Lampions waren verlöscht, die Musik war verstummt. —

Mein Drang ließ sich nicht beschwichtigen: ich mußte sie noch sehen, ihr Alles sagen! Ich eilte das Ufer entlang — ein Boot war nicht zu finden — nach dem Orte, dort die Straße links hinauf, nach jenem über Alles lieb gewordenen Schlößchen.

Ich wußte genau, wo ihre Fenster waren. — Die Jalousien waren herabgelassen und ein matter Lichtschein schimmerte durch.

Wie ein Dieb schlich ich durch die Büsche und über den Rasen. Die Lilien und Hyacinthen dufteten betäubend aus den offenen Kelchen, die Linde ließ verträumte Blüthen durch den flimmernden Mondschein abwärts schweben; ich huschte an den großen Steinvasen mit den scharfen Schatten vorüber, die Stufen hinan, tappte durch den Flur — und klopfte leise an die Thür. —

Drinnen wurde ein Stuhl gerückt; mir war, als hörte ich einen leisen Ausruf. — Ich öffnete, schloß hinter mir und stand nun an der Schwelle. —

Frau Venus saß in einem niederen Lehnstuhl vor dem Toilettenspiegel und kämmte ihr Haar. Ihr rosafarbener Frisirmantel war nachlässig

um die Schultern gezogen, — sie hatte ihn offenbar erst im letzten Augenblick umgeworfen, — die Füße ruhten auf dem dichten, prachtvollen Eisbärfell.

Ihr Gesicht war sehr blaß, und ihre Augen blickten erregt, aber der Mund lächelte. — Sie schien nicht besonders erstaunt über meinen Besuch. —

Eine Zeitlang schwiegen wir Beide. — Ich war fest entschlossen, nicht eher zu weichen, bevor ich ihr nicht anvertraut, was mich bewegte. Nur wußte ich im Augenblicke nicht, wie es anfangen? Mein Herzschlag stockte bei dem Gedanken, ich könnte durch mein Wagniß ihre Gunst verscherzen!

Endlich wollte ich sprechen; sie aber legte den Finger auf den Mund, sah sich um, und winkte mich heran. —

Ich ging so leise ich konnte zu ihr; die Jalousien klapperten im Nachtwind, aus der Ferne kamen langgezogene, sordinirte Geigentöne; — mein Herz schlug hörbar.

Sie gab mir die Hand. „Ich habe gewußt, daß sie kommen werden.“ — Alle Besorgniß wich, der Muth kam wieder. —

Ich sah mich nach einem Sitze um; da ich in der Nähe keinen erblickte, ließ ich mich, rasch entschlossen, mit den Knien auf das Eisbärfell nieder, faßte ihre beiden Hände und sah erwartungsvoll zu ihr empor. —

Lange sah sie mich forschend an; dann strich sie mir mit der Hand über den Kopf und wühlte mir in den Haaren.

„Weißt Du, Lars, daß ich Dich lieb habe, aber sehr lieb?"

Ich nickte, wie eine Pagode, mehrmals mit dem Kopf. — Ihre Finger zerrten etwas stärker an den Haaren. Der Schmerz war so unsäglich angenehm; er rieselte mir über den ganzen Rücken.

„Verdienst Du das auch, Lars?" setzte sie das Verhör fort.

Ich nickte wieder, und noch stärker; — sie lachte.

Es lag eine so beseligende Sicherheit und Ruhe in der Art dieses Gesprächs; mir war als ruhte mein Schicksal nun in ihren Händen, und ich brauchte mein Lebenlang nichts, als zu schweigen und mit dem Kopfe zu nicken, und mein Glück ihr zu überlassen. —

„Weißt Du, Lars, wann Du angefangen hast, mir zu gefallen?"

Ich nickte. — „Von dem ersten Tage an, wo ich zu Dir gekommen bin, Varette!" Ich hatte sie herausfordernd mit „Du" angeredet und beim Vornamen genannt, und war nun gespannt auf die Folgen dieser Kühnheit.

„Oh, Du Frechling!" sagte sie, und gab mir einen leichten Schlag. — „Das hast Du gewußt?"

„Du hast mich ja immer geküßt, Varette!"

„Ja, es ist wahr, Du hast mir gleich gefallen! Deine Art zu antworten, und noch mehr, Deine Art zu schweigen. — Ja, wenn Du so ins Blaue gestarrt hast, da hätte ich immer wissen wollen, woran Du denkst. — Bei den anderen Menschen habe ich immer genau gewußt, wie weit ihr Horizont reicht; — aber ich möchte lieber mit Dir schweigen, als mit Anderen reden!" —

Ich sah sie überglücklich und dankbar an; ihre Stimme klang so weich, so vertraut:

„Schau, Lars! Du weißt, ich stehe allein in der Welt, und wenn ich gewollt hätte, du lieber Himmel, da hätte ich gar viel erleben

können! — Aber mir graut vor diesen Abenteurern, die jedes Weib als ihr Opfer ansehen, die nur darauf ausgehen, uns zu erobern, und dann überall damit prahlen! — Als Mädchen — ja, damals war ich so dumm wie alle anderen und habe für den Typus Don Juan geschwärmt; aber wenn ich jetzt lieben wollte — —"

Sie schwieg und blickte, schmerzlich sinnend, in die Ferne.

Ich regte mich nicht und hing erwartungsvoll an ihren Augen. — Endlich seufzte sie, machte eine Bewegung, als ob sie aufstehen wollte, reichte mir die Hände und sagte leise und lieb, beinahe schüchtern: „Aber nicht wahr, Lars, wir bleiben treue Freunde?" —

Ich begriff, daß nun an mich die Reihe gekommen war.

„Ja, ja, ja!" — Ich preßte leidenschaftlich ihre Hände. „Varette, — Va—rrette, — wenn Du wüßtest — —! — Ich kann ja nicht mehr leben ohne Dich, nicht denken, nicht, nicht, — Du hast mich ja so verwöhnt, Du liebes, liebes Weib —! Was soll ich denn noch machen auf der Welt — —, es wäre ja

Alles öd und langweilig; nur mit Dir mag ich noch sein! —"

Sie sah mich immer tiefer an; um ihre Augen und den Mund zuckte es, wie Lachen, — und wie Weinen, — und noch anders —.

„Varette —!" flüsterte ich noch einmal, — und lag in ihren Armen, preßte sie an mich, und küßte ihr die Hände, Busen, Schultern, Lippen, Augen —, unersättlich. —

Endlich drängte sie mich zurück, strich sich das Haar aus der Stirn und erhob sich.

Da aber —, der lose Mantel mußte sich durch meine Heftigkeit gelockert haben, — er glitt, und fiel hinab; — und aus der rosigen Wolke tauchte strahlend in schneeiger Fülle die herrlichste Gestalt!

So stand sie nun vor mir, wie Venus einst vor Paris.

Geblendet und verwirrt trat ich zurück und starrte sie atemlos an. —

Sie war erschrocken zurückgewichen, um sich hinter die Gardinen ihres Bettes zu verbergen. Da aber durchflammte mich wie ein Blitz der Gedanke: Dieses Weib, dieses schöne, über-

menschlich schöne Weib ist ja dein, sie liebt dich, sie hat schon längst ihr stolzes Herz dem deinen, noch so jungen, leidenschaftlich schlagenden, dahingegeben! — und trunken von dem Glück, voll überströmender Glut der Leidenschaft, stürzte ich noch einmal vor ihr auf die Kniee, noch einmal begann ich, sie mit Küssen zu bedecken, heißer, immer heißer — — —

— — — — — — — — — — — — —

Als ich das Haus verließ, still, mit glückseligem Lächeln auf den wunden Lippen, stand der Mond verlöschend westwärts über den Bergen, die Luft war herb und morgenkühl, der Wind bewegte leise die thaufeuchten Halme und rauschte sacht und murmelnd in den dunkeln Wipfeln. — Ich hielt den Athem an und lauschte: Vom Wald am fernen Ufer klang ein heis'rer Eulenschrei, — und jetzt — ganz leise aber deutlich — aus dem offenen Fenster eines Seitenflügels gedämpftes, bitterliches Weinen einer Mädchenstimme. — —

Ich schauderte und floh.

Als ich zur Linde kam, wo sich der Weg nach Westen zu der großen Straße wendet,

blieb ich noch einmal stehen und sah zurück nach jenem rätselhaften Hause, wo höchsten Glückes lächelnde Erfüllung und ewig unerfüllten Sehnens bange Klage, wo meines Lebens unversöhnte Genien unter einem Dache ruhten. —

Rauhreif.

Carl (laut auflachend): Wunderbar! Wieder dieser großartige Gedankengang! Der scheint Euch doch wie Gußeisen im Gehirn zu liegen: Man heiratet — oder man heiratet nicht. Einer weiteren Differenzirung seid Ihr nicht mehr fähig. Daß es einen Naturwillen giebt, der zwei besondere Menschen, zwei Einzelwesen, diesen Mann und dieses Weib zu einander führt, zu einander zwingt — und daß es Menschenpflicht ist, diesem Naturwillen nachzuspüren und ihm zu gehorchen — mit einer gewissen — gewissen Frömmigkeit des Fleisches — trotz aller Satzung und Gesellschaft .... Von all dem wißt Ihr nichts. Ihr habt Eure Sinne stumpf und brutal werden lassen — dem Geschlechtsgenuß habt Ihr all' seine feine Heiligkeit geraubt — das Gewissen Eures Fleisches habt Ihr getödtet. — — Ihr liebt nicht mehr — Ihr befriedigt Euch, oder — heiratet. Ach das ist wirklich widerwärtig! —

Hartleben, „Angele."

Fünf Jahre waren vergangen.

Ich hatte mehrere Universitäten besucht und weilte nun in Wien, um meine Studien zu vollenden. Auf den Wunsch meines Vaters, der bereits von meiner künftigen hohen Staatsanstellung träumte, war ich Jurist geworden; nebenbei trieb ich Philosophie, besonders kunsthistorische und naturwissenschaftliche Fächer, und hospitirte an den Kliniken berühmter Psychiater und Gynaekologen.

Alles das füllte jedoch meine Zeit nicht aus. Mein Hauptstudium war die Liebe. Mit flotten Corpsstudenten und einigen zur berühmten Wiener Jeunesse dorée gehörigen Freunden machte ich das Pflaster von Stadt und Vorstädten unsicher.

Die lieben lachenden Mädeln von Hernals, die parfümirten Cocotten vom Ronacher, das Ballet, — fast jeder Tag brachte neue Reizungen.

Ob ich mich dabei glücklich fühlte? Ich hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken. Nur manchmal, Nachts, wenn man vom Ball zurückgekehrt ist und der Schlaf will nicht kommen, wie sehr der Körper auch ermüdet ist, da fängt jener Dämon an, zu rumoren. Bilder früherer Tage, aus der Zeit des Suchens und Ringens tauchen auf, in denen man so stolz war und so unglücklich, so anders als die Andern; es that uns damals weh, nur eine Strecke weit mit der Masse zu gehen.

Aber auf die Reden und Mahnungen dieses Dämons antwortet eine andere müde, blasirte Stimme: Das ist vorüber, das war die knabenhafte Ueberspanntheit, in der man sich einbildet, ganz was Besonderes zu sein. Gott sei Dank, man ist nun in den Hafen eingelaufen!

Doch der Dämon giebt nicht nach und verfolgt uns durch wüste Träume, daß wir fahl und wie gerädert am späten Nachmittage erwachen.

In klaren Momenten, wo man eine Frage frei hat an sich selbst, faßt sich der Seelenkampf in den Wunsch, in das Sehnen zusammen: Etwas zu schaffen, künstlerisch, worin die bessere

Natur sich wieder offenbart, der große individuelle Zug in all' dem wild verworrenen Treiben. — Und weil man einmal jene energische Kraft der ersten Jugend, die Kraft der schöpferischen Einsamkeit verloren hat, — denn in solchen Zeiten entkeimt der Einsamkeit nur Düsteres und Feindliches, — so gestaltet sich der Wunsch dahin: Ein Weib zu finden, das einem die Kraft der Sammlung verleiht! Sie muß auch lieb und küßlich sein, aber sie muß zugleich das ewige Erbteil in uns ahnen, und fähig sein, davor Achtung zu haben! —

Achtung, ja, das ist das Losungs- und Erlösungswort! — Denn von den Weibern wollen die Einen: herrschen, durch die Sinne all' uns're Uebermacht vernichten; die Andern wollen lieben, grenzenlos, sich ganz hingeben, und uns fürchten. — Aeh! — Die Einen sind die Raubthiere der Wüste, mit dem heis'ren, hungrigen Schrei, — — die Andern sind die zahmen, feigen, ausgesog'nen Hausthiere, bunte Papageien, oder Katzen, mit versteckten Krallen — —.

Also ein Weib! —

Wenn man einem Freund seine Qualen mitteilt, dann lacht er erst spöttisch, — dann

bläst er ernsthaft eine Rauchwolke von sich und sagt: „Mein Gott, Du hast eben genug, Du bist müde! — Das Beste wäre, Du würdest heiraten! Zwar, Du bist noch verflucht jung, aber quand même, Du hast Geld, und die jungen Ehen werden wieder modern!“ —

Und wahrhaftig, — ich dachte daran zu heiraten! Ein Mädchen vornehm und streng erzogen, unverdorben, das ich ganz nach meinem Wunsche modeln könnte, das meinen Ehrgeiz teilt, berühmt zu werden, weil sie denselben Namen führt; das alle kleinen Sorgen von mir nimmt, mich antreibt zur Arbeit, wenn ich mich verlieren will —

Es war zu verlockend! —

Ich änderte also den Kurs, verkehrte viel in „guter Gesellschaft.“ — Aber was mußte ich da für Erfahrungen machen! — Hätte ich mich doch nie mit dieser Clique eingelassen, wie ich sie jetzt meide! — Denn gewöhnt, in alle Erlebnisse voll einzutauchen, gleichsam auf Tod und Leben mich in sie zu stürzen, wurde ich von der schleichenden Krankheit gesellschaftlicher Blödesse inficirt und habe so eine That begangen, die ich noch heute nicht verwunden habe! Eine

Schuld, schimpflich und unsühnbar, lastet auf mir, und ich habe die Verantwortung zu tragen für ein verunglücktes Menschenleben. —

Das kam so.

I.

Der Frühling war mit aller Macht und Pracht wieder in's Land gerückt. — Es ist das die Zeit, in welcher ich von jeher für alle Eindrücke am empfänglichsten war, die größte Lebenskraft und Unternehmungslust fühlte. „Nun muß sich Alles, Alles wenden!" war meine Empfindung von Jahr zu Jahr.

An einem jener sonnigen Apriltage, wo jeder Mensch das Bedürfniß fühlt, sich zu lüften, sollte ich einen Besuch machen.

Es war ein letzter Jourfix, ein Abschieds-Caffee bei der Familie eines befreundeten großen Tier's, des Barons Kahler von Kehlheim, Direktors der . . . . . . Bahn, Regierungsrates ꝛc. ꝛc. — Der Großpapa war wegen seiner Verdienste geadelt worden, man hielt sich also sehr an die vornehmen Kreise, und hatte viel, sogar sehr viel Geld. —

Zwei Töchter im Hause: Marie, genannt „Marietta“ — vor Gästen — oder kurzweg „Miez“ — im Familienkreise — und Louisel.

Nebenbei ein Bruder, Jurist, Couleurstudent, dumm aber begeistert; componirt in aufgeregten Stunden.

Also ich auf dem Weg. Mit allen Sinnen sauge ich den Frühling in mich ein. Zwar, die Häuser sehen nicht schöner aus, wenn die Sonne sie beleuchtet, die hellgelbe oder graue Tünche verletzt die Augen. Aber hier und da steht ein Baum, der zu knospen und grünen beginnt, licht und saftig, in einem Vorgarten sogar ein blühendes Pfirsichbäumchen. Die vorübergehenden Frauen und Mädchen, halb winterlich halb sommerlich bunt gekleidet, sehen so fröhlich, freundlich, duftig aus, daß man einer Jeden seine ewige Liebe erklären müßte —.

Weiter, weiter! — Vorbei an all' den lockenden Erscheinungen, in's Joch! Wir nehmen unsere gesellschaftlichen Pflichten sehr ernst! —

Ein vornehmes Wohnhaus, ein kühler Flur, breite teppichbelegte Treppen.

Der Diener meldet, und ich trete ein.

Der Salon ist noch mit Teppichen und Vorhängen vermummt, aber die Fenster stehen offen, die Sonne spielt auf den feinen Stäubchen, die aus dem Wollhaar von Teppichen und Möbeln aufsteigen. —

Mein Aerger legt sich, heitere Resignation erfüllt das Gemüt: „Hier auch Lieb' und Leben ist!"

Gewöhnliche Conversation, hie und da ein Witz, meist älterer Jahrgang; dann guter Caffee mit Sandwich's und Cabos'. — Und wieder Conversation.

Ich bin eine Zeit lang Thema der Unterhaltung; vielmehr ein Feuilleton von mir, das vor mehreren Tagen erschienen ist. Für mich war es eine abgethane Sache; denn das Honorar hatte ich verausgabt: das Kistchen Cigarren war verraucht, und das viertel Dutzend Handschuhe, das ich der kleinen Emmy vom Theater a. d. Wien verehrt, war vermutlich bereits zerrissen oder weiter geschenkt.

Hier aber wird das Opus zu Gesprächszwecken aus dem Grabe gezerrt. Ob ich die Liebesgeschichte wirklich erlebt? Ob es wirklich solche Mädchen giebt? — Wo? — Hier in

Wien? — Ach das ist ja nur Bosheit! — Und ist die Frau mit ihrem Gatten wieder versöhnt? —

Endlich geht mir die Langeweile bis an den Hals, ich erhebe mich und will mich durch Flucht retten.

„Ach, Herr Lars, einen Augenblick können Sie doch noch bleiben?! Wir möchten Sie gern um einen Rat fragen: Ich muß nämlich für die Mädchen Costüme machen lassen für ein Wohlthätigkeitsfest. Sie verstehen sich ja vorzüglich auf solche Sachen! — Geh' Miezerl, zeig' dem Herrn von Aagesen die Muster und was schon fertig ist!"

Fräulein Miez-Marietta, die man mir schon als talentirte Malerin gerühmt hatte, brachte allerhand Maskenkram herbei, den sie zusammengestellt hatte. — Beim Durchmustern ritt mich der Teufel, ein rotes phantastisches Käppi mir auf den Kopf zu stülpen. Nun hat wohl jeder Mensch schon beobachtet, daß er sich in irgend einem Costüm, durch welches das Eigenartige seiner Physiognomie hervorgehoben wird, besonders vorteilhaft ausnimmt. So mochte auch dieser rote Kopfputz, unter dem

vielleicht ein paar schwarze Locken sich hervorringelten, meinem wettergebräunten Gesichte einen recht erotischen Charakter verleihen.

Die Mädchen guckten mich an und fanden: „Das steht Ihnen aber sehr gut!"

Als ich jedoch zufällig auf die malverständige Marietta blickte, bemerkte ich die Augen des achtzehnjährigen Mädchens mit so sonderbarem, schüchtern-verliebtem Ausdruck auf mich gerichtet, daß ich, ganz überrascht, unwillkürlich ihren Blick erwiderte. Sie schlug die Augen nieder, um sie gleich wieder mutig zu erheben und, freilich bis über die Ohren errötend, meinen Blick auszuhalten.

Ich warf das Käppi auf den Tisch zu den Costümen. Die Andern hatten in ihrer Verspieltheit nichts bemerkt. In uns Beiden aber war durch diesen einzigen Blick eine große Veränderung vor sich gegangen. Ich glaubte zu erkennen, daß ich auf das eigenartige Mädchen schon früher Eindruck gemacht hatte, ohne daß sie es zu erkennen gab; und jetzt erst sah ich sie genauer an und entdeckte eine Schönheit nach der andern in ihrem Gesicht und Wesen.

Den ganzen Abend kümmerte ich mich nur

mehr um Miez. Sie zeigte eine ganz naive Freude darüber und sprach so lieb und klug, daß ich über Hals und Kopf in sie verliebt war, als ich spät Abends mich verabschiedete.

Nun kam ich trotz Frühjahr und Gebirgssehnsucht so oft ich nur konnte in das Haus Kehlheim. Ich suchte alle Kreise auf, in denen Marietta verkehrte, schickte ihr Blumen und Gedichte, und da ich nicht oft genug mit ihr beisammen sein konnte, holte ich sie sogar von der Malstunde ab. —

In ihr glaubte ich das Weib gefunden zu haben, nach dem ich mich sehnte, das mich erlösen konnte!

Marietta verstand es, allen meinen Ideengängen zu folgen. Aber sie war viel klüger als ich: sie tadelte ganz freimütig, wenn ihr etwas nicht gefiel; sie spornte mich dazu an, manchen künstlerischen Entwurf auszuführen. Sie scheute sich nicht, von mir Manches zu lernen. Und als ich sie in einem günstigen Augenblick in meine Arme zog und küßte, da spielte sie nicht die Beleidigte, Empörte —; sie fühlte das Unvermeidliche dieses Kusses, sie gab sich seiner Süße hin — und küßte wieder.

Oh, welche Leidenschaft, welche Sehnsucht, — welche Reinheit lag in diesem Kuß!

Bei irgend einer Soirée zeigten wir unsere Neigung etwas zu auffällig. Bruder Studio machte die Mama darauf aufmerksam; diese hielt eine Consultation mit dem Papa ab. Papa überlegte hin und her: Zu einem entscheidenden Schritt konnte er sich nicht entschließen; er hatte mich ganz gern und spielte mit Vorliebe den Kunstmaecen. Auch galten meine Eltern als reich, und ich war also unter Umständen keine schlechte Partie. Auf jeden Fall aber bremste er den schnellen Lauf unserer jugendlichen Neigung, indem er Miezchen streng bewachte und mir bei jeder Gelegenheit Knüppel zwischen die Beine warf. —

Selbstverständlich hatten diese Hindernisse den entgegengesetzten Erfolg. Wir gaben uns geheime Rendezvous', zogen eine english governess in's Vertrauen, welche die Briefe befördern mußte und gingen in unserer Kühnheit so weit, gemeinsame Spazierfahrten und Ausflüge zu unternehmen. Wenn Marietta zu Freundinnen geladen war, erwartete ich sie,

rechtzeitig benachrichtigt, in dem betreffenden Hausflur, wir stiegen in den wartenden Wagen und fuhren mit Hurrah davon. Vor Schluß der Gesellschaft erschien dann Miez und entschuldigte die Verzögerung durch irgend eine Beschäftigung oder einen Zwischenfall. —

In dem nahe bei Wien gelegenen, reizenden Dörfchen D. besaßen meine Eltern ein Landhaus. Es war während der Wintermonate verschlossen, aber ich hatte die Schlüssel. In dieses verwunschene Schlößchen flüchteten wir vor der Pedanterie der Familie und der „Welt." Wir vertrauten uns unsere geheimsten Seelenregungen; wir tändelten, wir küßten. — Aber — trotz unserer unverhohlenen Neigung und unserer Verborgenheit — bezähmten wir aus anerzogenem Respekt vor den Satzungen der Gesellschaft unsere heißesten, innigsten Wünsche! —

Durch irgend einen Zufall wurde unser Geheimnis verraten. Nun wurde die arme Miez von den Eltern förmlich eingesperrt. Alle möglichen Listen wurden angewendet, um das Mädchen von ihrer Leidenschaft zu curiren, die doch zu nichts Gutem führen könne. Man verbreitete alle möglichen schlechten Gerüchte

über mich, um mich ein für allemal aus der „guten Gesellschaft“ zu entfernen, und sorgte dafür, daß Miez derartige Berichte von fremder Seite zu Ohren kamen. — Aber ich stand täglich stundenlang vor ihrem Fenster auf der Straße, um wenigstens einen fliegenden Zipfel ihrer dichten schwarzen Zöpfe, oder ihren vorbeihuschenden Schatten am Fenster zu erblicken. — Und ein Brief ohne Worte, der nur einen vierblättrigen Klee enthielt, belohnte reichlich meine Treue. —

— — — — — — — — — — — — —

Ganz wider Erwarten sollte ich mit meiner geliebten Miez noch eine köstliche Stunde verleben, die wir allerdings schwer büßen mußten.

Bei einem aristokratischen Wohlthätigkeitsfest, welches in einem der größeren Wiener Parks stattfand, sollten die Baronessen Kehlheim als Patronessen und Verkäuferinnen fungiren. Das konnte Papa nicht abschlagen; denn das schmeichelte seiner Eitelkeit. —

Ich war durch Zufall auf das Fest gekommen. Freunde hatten mich mitgeschleppt, um mich meinem Trübsinne zu entreißen. Dumpf und verdrossen drängte ich mich durch

das Gewühl und schaute gleichgiltig auf die geputzten Mädchen und Frauen. — Plötzlich erblickte ich nahe vor mir in einer Verkaufsbude, zwischen Fliederbüschen und nickenden Rosen — das liebe, schwarze Köpfchen Mariettas. —

Zitternd von der Aufregung des Wiedersehens, mit wankenden Knien trat ich heran, wir stammelten verlegene, glückliche Worte. — Aber Marietta sah den Papa am Horizonte auftauchen; ich kaufte noch einige Kleinigkeiten bei ihr, Fest-Erinnerungen, die ich der Verkäuferin zum Andenken verehrte, versprach später wiederzukommen und verlor mich in die Menge.

Als ich nach einiger Zeit zurückkehrte, stand eine fremde Dame in der Bude, Marietta war nirgends zu entdecken. Dagegen drängten sich Freunde an mich heran, suchten mich zu einer lustigen Kneiperei zu bewegen, und einer fragte mich, auf meine Rocktasche deutend, aus der ein Bruſtbouquet und ein Fächer heraussahen, ob ich das meinen Kindern mitbringen wolle? Ich blickte hin und erkannte die Gegenstände, die ich Miez vorher gegeben hatte! Das Blut schoß mir zu Kopfe. Was hatte das zu be-

deuten? Liebte sie mich nicht mehr und wollte nichts mit mir zu thun haben? Oder fürchtete sie die Vorwürfe der Eltern? Ich mußte Aufklärung haben! — Aufgeregt suchte ich in dem Gedränge nach Marietta. Endlich fand ich sie bei Papa und Großmama an einem Tisch. In heftigen Worten brachte ich meine Beschwerde über eine derartige Kleinlichkeit vor, erhielt von den verehrten Angehörigen eine schnippische, hochnäsige Antwort und ging endlich, ohne etwas erreicht zu haben, mit einem wütenden Blick auf die arme Marietta, die bleich und zitternd dastand, von dannen.

Mit den verzweifeltsten Entschlüssen kämpfend taumelte ich durch das Gedränge. — Unterdessen war die Sonne untergegangen, die große Masse des Publikums verlief sich.

Da, wie ich so verdüstert durch die Alleen streiche, sehe ich plötzlich von Weitem mein geliebtes Mädchen in ihrem weißen Festkleide auf mich zueilen. Mein Herz pochte zum Zerspringen. Ich ging ihr entgegen, und nach einigen Augenblicken hing Marietta an meinem Arm, und ohne erst zu fragen, auf welche Weise sie ihren Leuten entwischt war,

eilten, flogen wir in die entlegenen Partien des Gartens; sie, an meiner Seite schwebend, wie ein Engel, und doch meinen Arm so fest umklammernd, sich anschmiegend, als sollte dieser eine süße Druck für alles überstandene Leid entschädigen, und zugleich auf ewig Beide aneinander fesseln! — Weltvergessen, in seligen Gesprächen schritten wir dahin. In einer Laube in der Nähe des Teiches setzten wir uns nieder, dicht aneinandergeschmiegt, und sprachen und küßten, und küßten und sprachen, und hielten uns bei den Händen und sahen uns wieder und wieder in die Augen, und wußten nicht ein und aus vor Glück und Wonne. —

Wie viele Zeit in diesem Geplauder und Gekose vergangen war, weiß ich nicht. Aber plötzlich hörten wir ängstliche Rufe durch die Büsche herüberschallen, wir blickten auf, erschraken, als wir uns in völliger Dunkelheit sahen, und eilten sofort durch die finstern Alleen dem suchenden Papa Kehlheim entgegen. —

Was nun folgte, gehört zu den peinlichsten Erinnerungen meines Lebens.

Der Alte fiel wie ein Wütender über seine

Tochter her, versuchte sie zu schlagen und gebrauchte die gemeinsten Ausdrücke. Ich drängte mich dazwischen; am liebsten wäre ich mit Marietta wieder davongeeilt und hätte sie für immer einer Umgebung entführt, in der sie zu Grunde gehen mußte. Aber das Mädchen bat mich unter Thränen, nachzugeben, — so ging ich zähneknirschend mit geballten Fäusten nebenher. —

Es kam noch ärger. Durch die läppische Aengstlichkeit dieser „feinen Familie" hatte sich wie ein Lauffeuer das Gerücht verbreitet, Baronesse Miez sei mit mir „durchgegangen!" Es wurde an alle Bahnhöfe depeschirt, und im Park stand eine dichtgedrängte Menschenmenge um die arme Großmama, die mit dem Ausruf:

„So etwas muß in meiner Familie passiren!" in Ohnmacht gesunken war.

— — — — — — — — — —

Folgt: Das obligate Duell mit dem Bruder Studiosus; eine zerschundene Nase soll die verletzte Familienehre rehabilitiren.

Marietta — wurde in's Kloster geschickt. —

Ein Freund saß bei mir, um mich zu pflegen und zu trösten, als ihr Abschiedsbrief

eintraf. Ich las ihn vor; und Beide weinten wir wie kleine Kinder über dieses liebevolle todestraurige Lebewohl.

Aber selbst die Klostermauern sollten unserer Liebe keine Schranke setzen. Wie Romeo wollte ich allen feindlichen Gewalten trotzen! — Durch eine Freundin Marietta's sendete ich die Nachricht, daß ich an einem bestimmten Tage genau um zwölf Uhr Nachts in den Klostergarten eindringen werde, um sie noch ein letztes Mal zu sehen, ehe wir für ewig voneinander schieden.

Das Kloster liegt in den Alpen, in der Nähe eines wundervollen Sees.

Ich hatte die Strecke von der Hauptstadt bis zu dem Dorfe zu Pferde zurückgelegt. Jetzt saß ich an dem Tisch eines Bauernwirtshauses und las noch einmal mit thränenden Augen den lieben Brief. Dann ging ich hinaus an den See und ruderte langsam und schwermütig über das funkelnde rauschende Wasser.

In der Stille der Luft, in dem blendenden Grün der Ufer, in dem zarten Duft der in der Ferne verschwimmenden Berge, überall glaubte ich eine Teilnahme für meinen unsäglichen

Schmerz zu erkennen. Und an die Natur, meine mitleidsvolle Freundin, wandte ich mich mit der heißen Bitte, sie möge mir ein Zeichen senden, wenn es mir noch gelingen sollte, glücklich zu werden, und sie wiederzusehen. — Kaum hatte ich die Bitte halblaut ausgesprochen, als ein greller Blitz vor meinen Augen über den See zuckte und mit Rollen und Krachen in den Bergen verschwand.

Wenige Minuten darauf hatten massige Gewitterwolken den Himmel schwarz umzogen, große Tropfen klaschten nieder.

Nachts um zwölf Uhr stieg ich über die Mauer des Klostergartens. Im feuchten Grase zwischen seltsam ragenden Bäumen tappte ich weiter. — Ein großer Bernhardiner trabte heran und beschnupperte mich. Ich kraute ihm den Kopf, das Ungetüm schmiegte sich treuherzig an und trabte leise knurrend weiter. Als es von dem Turm der Kapelle zwölf schlug, öffnete sich eine kleine Thür, — und mit einem leisen Aufschrei sank Marietta in meine Arme.

Lange vermochten wir vor schmerzlicher Erregung kein Wort zu sprechen; aber es waren uns nur wenige Minuten vergönnt,

wenn Marietta's Abwesenheit nicht bemerkt werden sollte; ich faßte mich darum und brachte meinen Fluchtplan vor.

Marietta schüttelte traurig den Kopf.

„Wir müssen uns in das Schicksal ergeben, das uns betroffen hat! — Unsere Liebe ist zu heiß gewesen! — Die Welt rächt jeden Uebergriff über das Gewöhnliche —"?

„Du willst entsagen?! Du kannst es?!"

„Wir müssen! — Sieh', wenn wir auch flieh'n, wohin wollen wir uns wenden, um von meinen Eltern nicht ereilt zu werden? — Die Eltern haben das Recht, mich zurückzufordern!"

Mit den kühnsten Entschlüssen war ich gekommen. Aber an dieser sanften Ergebung in das Unvermeidliche verpuffte mein Feuer. Mir war der Gedanke, ein so leidenschaftlich geliebtes Wesen für immer zu verlieren, so unfaßbar, daß ich allen Halt verlor. — Ich stammelte wie betäubt unter Marietta's Abschiedsküssen mein letztes Lebewohl. — Ich sah ratlos und entsetzt, wie sich die schlanke Gestalt entfernte und in dem Pförtchen verschwand. —

II.

Erst als ich über die Mauer auf die Straße geklettert war, brachte mich die Müdigkeit wieder zur Besinnung. Jetzt erst fühlte ich, wie sehr mich die Strapazen und der Kummer der vergangenen Tage angegriffen hatten.

Wie berauscht vor Müdigkeit und Erregung wanderte ich langsam einen Seitenpfad empor, der auf eine bewaldete Anhöhe führte. Inmitten einer üppigen, von wenigen Sträuchern bestandenen Wiese warf ich mich in's Gras.

Bald hatte mich der Schlummer übermannt.

Als ich erwachte, schien die Sonne glühend auf meinen Rücken und Arm, ich konnte die Augen kaum öffnen, so sehr glitzerte und leuchtete es um mich durch Gras und Halme, die Käfer summten, Schmetterlinge schwirrten, — es war eine sonnige, selige Welt. —

Meine erste Empfindung war die großer Freudigkeit. Aber alsbald fiel mir die traurige Geschichte ein, die ich vor Kurzem erlebt hatte. Und da mir die Sonne ohnehin die Aug e

reizte, so hatte ich wenig Mühe, einige Thränen zu vergießen und mich in eine stimmungsvolle Wehmut zu versetzen. „Oh, du schöne weite Welt,“ sagte ich, „für mich hast Du nur Kummer und Elend! In wenigen Jahren werde ich sterben und habe nichts, nichts genossen! — Wozu war ich jung? — Wozu bin ich aufgewacht aus dem ewigen Schlafe des Nichts? —“

Die Käfer schwirrten weiter, und ein Adler zog mit lautem Schrei seine majestätischen Kreise.

Und da — es lag so eine eigentümliche, übermütige Stimmung in der Luft — konnte ich mich nicht enthalten, ich stieß einen lauten Juh-Schrei aus, — und dann mußte ich laut lachen. Zuerst lachte ich mich aus, dann die Welt, und dann — dann lachte ich eben fort. —

Ein wohliges Gefühl durchrieselte alle meine Glieder; in der Haut prickelte es, die Knochen wollten sich strecken und verjüngen, und in den Armen fühlte ich die Kraft, Einen zu erwürgen oder ein Weib mächtig zu umfassen. —

Wäre doch Marietta hier, mein unglückliches Mädchen! — dachte ich bei mir. — Wie wollten wir dann in stürmischem Jubel die starren Satzungen verachten und vergessen! —

Im selben Augenblick rief eine Stimme ganz in meiner Nähe: „Miez, — Miezel! —"

Ich fuhr zusammen — und lauschte.

„Miez," rief es noch einmal, „hörst, Miezel, gieb an Ruh!"

Das war unbedingt kein Geisterspuk. — Ich hielt die Hand über die Augen und lugte blinzelnd nach der Gegend hin, aus der die Worte kamen.

Und ich erblickte ein anmutiges Bild:

Auf der Anhöhe, die sich unweit meines Wiesenlagers erhob und von jungen Fichtenbäumchen bestanden war, tummelten sich zwei junge Mädchen mutwillig umher. Die Eine suchte die Andere zu haschen, geschickt wich diese aus; endlich setzte sich die Schwarzhaarige, offenbar die ältere, erschöpft, mit einem kräftigen Fall in's Gras; als die Blonde, Kurzbekleidete an ihr vorbeihuschte, erfaßte sie ihr Kleid und zog sie zu sich nieder.

Dann saßen die Beiden eine Zeit lang, die Knie angezogen und das Kleid darüber geschlagen, und plauderten. — Endlich schien sie der Mutwille wieder zu erfassen, und nun wollte sich mit gespielter Trägheit Eine von der Andern emporziehen lassen; indem sie die Füße gegeneinander stemmten, hoben sie sich abwechselnd und ließen sich niederfallen, bis sie Beide mit lautem Lachen übereinanderpurzelten.

Eine Zeit lang sah ich diesem lustigen Spiele zu. Dann aber — das Alles stimmte so zu meiner Laune — ging ich zu den Mädchen hin. Sie bemerkten mich nicht; erst als ich mich neben sie in's Gras placirte, schraken sie auf, gafften mich an, glotzten sich an und brachen dann wieder in schallendes Gelächter aus. —

„Je, wie kommen denn Sie her?" fragte endlich die Kleinere, „sein Sie vom Baum aberg'fallen?" —

„Belei," sagte die Andere, „der kommt vom Himmel! — Sie sein wol der Vater Jakob mit der Himmelsleiter und sein beim Kraxeln abig'rutscht?"

„Oder haben's Jhna gar aussig'schmissen aus'm Himmelreich?" fragte die Blonde keck.

„Nein," sagte ich, „mir hat's droben nimmer gefallen. Auf der Erden is's viel lustiger, hab i mir denkt, da giebt's so saubere Dirndeln! —"

„Je, warum net gar!" — Sie kicherten, die Aeltere wurde feuerrot. —

„Recht ham's," sagte wieder die Kleine; „dös glaub' i wol, daß auf'm Mond keine solchenen Dirndeln giebt, wie mir Zwei! Denn mir san mir!" —

„Aber Nandl!" mahnte die Aeltere.

„Nein, sie hat recht!" bestätigte ich; „Auf'm Mond haben sie alle die Bleichsucht. — Uebrigens, so hübsch wie die Miezl ist auch nicht leicht eine auf der Erden!"

Jetzt sperrte die schwarze Dirn' Mund und Augen auf.

„Ja, kennt mich denn der Herr?" — Woher wissen's denn meinen Namen?" —

Ich war nun im Spaß drin. „Ja, kennst Du mich nicht mehr, Miezl? — Weißt nimmer, damals —"

Miez dachte nach und schüttelte den Kopf.

„Geh, ich hab' Dir doch damals so a gutes Pusserl geben!" —

„Oho, des is scho net wahr!"

Aber ich beugte mich vor, um ihr den Kuß durch eine Copie schneller in Erinnerung zu bringen. Sie wich aus.

„Na, na! A Pusserl hab i no Neam'd geben! Net amal im Traum!" —

„Nit a mal Dein Schatz?" —

„I hab' kan Schatz; i hab' nur an Zukünftigen!"

„Und den hast Du noch nicht geküßt?"

„Oh —" sie schüttelte sich.

„Der is rot und scheanglet!" ergänzte die Nandl. —

„Da paßt er aber nachher schlecht zu Dir!" —

Miez antwortete nicht und blickte nachdenklich zu Boden. Bisher hatten ihre kohlendunklen Augen meinen Blick im Bann gehalten. Jetzt erst sah ich mir ihren schönen, von prachtvollen schwarzen Zöpfen umwundenen Kopf mit dem feinen Profil aufmerksamer an und erquickte mich an diesem so zufällig entdeckten Meisterwerk der Natur. Die rosigbraune Haut,

die langen Wimpern, die weißblitzenden Zähne, das niedliche Näs'chen — das war Alles wie aus einem Guß und von ungekünstelter Schönheit.

Die Kleinere mochte etwa fünfzehn Jahre alt sein. Aus einem hübschen, aber alltäglichen Gesicht sahen ein paar grünliche flunkrige Augen keck in die Welt hinein. Die Wangen waren mit Sommersprossen bedeckt. Die strohblonden, nachlässig geflochtenen Zöpfe tanzten immer auf und ab, hin und her, — so lebhaft bewegte sich das Persönchen.

„Nein," sagte Miezel nochmals, „dös mit'm Pusserln is scho frei net wahr!"

„Es kann aber noch wahr werden!" meinte ich.

„Oho!" — sie hielt die Hand auf den Mund, aber die Augen sahen ziemlich verliebt drein. —

„Was schaun's mi denn so an?" fragte sie endlich.

„Weil Du so große schwarze Augen hast!"

„Sie haben ja selber welche, und schönere!"

„So, so." — Das war ein ziemlich offenherziges Compliment. „Am Ende gefall' ich Dir gar?!" —

„Na, — s' kunnt schiechere geben!" Warf

Nandl dazwischen. Sie wollte zeigen, daß sie auch da war. Denn ich hatte nur Augen für Miez.

„Was machst Du denn hier im Wald?" nahm ich das Gespräch wieder auf.

„Aha, dös wer'n wir Ihnen grad auf d' Nasen binden!" sagte Nandl schnippisch.

„Ist es denn ein Geheimniß?"

„Dös grad' net; aber — san Sö a Jager?"

„Aber Nandl, was fallt denn Dir ein? Siehst' net, daß der Herr a Stadtherr is'!" —

„Na, nacher, i hab' Sie für an Jager g'halten! Und wissen's, mir san in Wald 'gangen, a Harz holen. Dös leid't der Jager net. Aber hörst', Du Miezel, mir müassen z'Haus!" —

Sie erhoben sich.

„Muß denn das sein?" fragte ich.

„Der Herr kann uns ja begleiten!" meinte Miezl und errötete über ihre Aeußerung.

„Natürlich komm' ich mit! — Wo wohnst Du denn?"

„Da drüben in Latterberg, in der Mühlen." — Sie zeigte auf einige verstreute Häus'chen

mit Gärten und Weinpflanzungen, die, durch eine Schlucht von uns getrennt, auf der sanften Wölbung eines Berghanges sich in's Thal hinunterzogen.

Wir gingen durch dichte Tannenwaldung einen steilen Pfad hinab. Nandl sprang wie ein junges Reh vor uns her. Miez ging mit wiegenden, sicheren Schritten. In ihrem braunen Lodenkleid mit großen Knöpfen und Aufschlägen sah sie beinahe chic aus; der Rock fiel bis zu den Knöcheln hinab. Darunter sah ich starke Schnürschuhe, in denen ihre Füße ganz allerliebst einhertraten.

„Also eine ‚schöne Müllerin' bist Du!" — knüpfte ich an ihre letzten Worte an.

„Je, kennt der Herr das auch?"

„Die Lieder? — Ja; die sind wohl alle auf Dich geschrieben?"

„Voriges Jahr, da waren a paar Studenten aus der Stadt auf Besuch in der Mühlen. Die haben auch immer g'sungen, von der „schönen Müllerin"; und ein Ständchen ham's mir 'bracht. Aber i bin gar ka Müllerin. I wohn' nur dort."

„Bei Deinen Eltern?" —

„Eltern!?“ —

„Was hast Du?“

„s'kommt mir nur so wunderlich vor, wenn ein's von Eltern red't, bei mir! — — Nein, i wohn' mit der Muttern. Der Müller is a Wittiber, und der will mi heirathen. Dessentwegen därf die Mutter mit mir in der Mühlen wohnen. Freili net in sein' Haus. Mir hab'n oben auf der Lehnten a kleine Hütten, die zum G'höft g'hört. S'letzte Häusel, daß da drüben seg'n. —“

Ich konnte das Mädchen nicht genug ansehen, wie sie so sicher über den steinigen Weg dahinschritt, wie ihr braunes Gesicht glühte! — Ich legte im Gehen meinen Arm um ihre Hüfte, und als sie jetzt schwieg, zog ich sie an mich und küßte den frischen, schwellenden Mund. Ihre Lippen waren von herber, würziger Süße. So mag's dem Falter munden, wenn er aus dem Kelch der Alpenrose Honig schlürft! —

„Jessas, wenn's die Nandl sieht!“ stammelte sie unter den Küssen hervor.

„Ah, die ist weit voraus!“ —

„O Gott, wann's nur die Nandl net g'segn

hat!“ wiederholte sie, als wir wieder nebeneinander hinabstiegen. —

„Na, und wenn schon, — was liegt denn dran?!“

„So? — Oh, die is a neidiges Ding! — Und glei derzählt's alles z'Haus!“

„Warum nimmst Du sie denn mit?“

„No, sonst kann i's ja leiden. Und dann wohnt sie auch in der Mühlen.“ —

Jetzt kam Nandl wieder zu uns gesprungen. Sie hatte einen großen Strauß, Eriken und Primeln, in der Hand und hielt sie uns unter die Nase. —

Wir waren in die Nähe einer der höhlenartigen Vertiefungen gelangt, welche in dem Gebirge jener Gegend häufig sind. Als Nandl wieder vorauseilte, faßte ich Miez an der Hand und zog sie in eine Höhle. Sie wollte dagegen sprechen, aber ich legte den Finger auf den Mund, zeigte auf Nandl, um anzudeuten, daß wir uns den Spaß machen sollten, uns vor ihr zu verstecken. Miez kicherte und folgte. In der Höhle setzten wir uns auf einen breiten vorspringenden Fels. —

Nun wendete sich Nandl um, suchte uns

mit den Augen; als sie uns nicht erblickte, rief sie, kehrte zurück, lief an der Höhle vorbei, ohne uns zu bemerken, und lief und rief kreuz und quer. Endlich gab sie die Bemühung auf und sprang den Weg weiter hinab.

Jetzt wollte Miez nach, ich hielt sie zurück.

„Wir kommen schon noch zurecht!"

„Wenn sie's aber zu Haus erzählt!"

„Wir haben uns halt verloren, das kann ja vorkommen!"

Wir verließen die Höhle und tauchten wieder in flutendes Sonnenlicht. Wir schritten unter den sich neigenden Zweigen über das weiche Moos tiefer in den Wald.

Miez plauderte so lieb und vernünftig, daß mir immer leichter zu Mute wurde. In einer kleinen Lichtung setzten wir uns auf das schwellende Gras; ich schnallte meine Jagdtasche ab, entnahm ihr Flasche, Brod und Braten, und wir hielten eine vergnügte Mahlzeit.

Ein Buch, das sie in der Tasche sah, reizte ihre Neugierde. Sie blätterte eine Weile drin, und schrieb dann mit meinem Bleistift auf eine unbedruckte Stelle: „Ich — liebe — Dich! Maria Wagner."

„Is's denn wahr?“ fragte ich.

„No, a klein's bisserl,“ sagte sie, und zeigte ihre weißen Zähne. — Immer tiefer senkte sich die Leidenschaft durch die Augen in unsere Herzen. Wir sahen uns an, wie berauscht von Frühling, Waldesduft, Jugend. Eine wilde Lust faßte mich, nach all' den Qualen der letzten Zeit, an diesem sonnigen Abenteuer mich zu erfrischen, an diesen Lippen mich gesund zu küssen! —

Und wortlos, wie durch die Uebermacht des Augenblicks, sanken wir uns in die Arme. —

Es war die herrlichste Hochzeit! Auf üppig weichem Moos, ringsum die schimmernden Wände rauschender Birken und wiegender Tannen, umsummt von Käfern, umschwirrt von Schmetterlingen, und über uns der weite blaue Baldachin des Himmels — —.

Jetzt saß sie wieder neben mir im Grase und blickte nachdenklich vor sich hin. — Ich streichelte ihr lockiges, schwarzes Haar, — sie begann leise zu weinen.

„Mieze, Katze, Schatz! — So weine nicht, Du bist ja mein, — für immer — —!“

„Nein, nein," sagte sie abwehrend, — „wir dürfen uns nicht wiedersehen!"

„Aber Miez! Jetzt, wo Du mein bist?"

Sie schauerte. „Nie, nie —! — o Gott, o Gott!"

Der Jammer des lieben Kindes schnitt mir in das Herz. Ich war so bestürzt, daß ich ganz daran verzweifelte, sie zu trösten. Wie gerne hätte ich all' mein Blut hingegeben, wenn ich diesem herzensguten Wesen damit hätte die Ruhe wiedergeben können!

Allen Vorstellungen gegenüber bestand Marie darauf, mich nie wiederzusehen. Ja, sie duldete nicht einmal, daß ich sie weiter begleite. —

Traurig blickte ich der lieben Gestalt nach, bis sie hinter den Bäumen verschwand. Aber ich war fest entschlossen, das Glück, das ich einmal in den Armen gehalten, wieder zu erobern, und nahm mir vor, nicht eher das Dorf zu verlassen, alle Mittel aufzuwenden, jede andere Rücksicht bei Seite zu lassen, bis ich dieses herrlichste der Gottesgeschöpfe wieder gesehen und versöhnt!

III.

Mehrere Tage lang war ich in der Gegend umhergestrichen, ohne Marie zu begegnen.

Eines Nachmittags, als ich auf die Anhöhe bei den Fels-Kaminen kam, wo ich die beiden Freundinnen das erste Mal getroffen, gewahrte ich drüben, über der Schlucht, die den ganzen Berg zerteilte, die beiden Alpendirndeln, die am Rande des Abhangs saßen und ihre Füße hinunterbaumeln ließen.

Ich blieb stehen und winkte. Die Entfernung war nicht groß, sodaß ich jede Bewegung deutlich sehen konnte, und jedes mäßig laut gesprochene Wort vernehmlich war. — Als Marie mich sah, wurde sie feuerrot; ich breitete meine Arme aus, — sie schüttelte den Kopf. —

„Kommen's herüber!" rief Nandl spottend.

„Wenn Du wartest!?" rief ich zurück und schickte mich an, die Schlucht zu umgehen. Da stand aber Marie auf und wollte sich entfernen.

Ich trat an den äußersten Rand der Schlucht.

„Wenn Du gehst,“ rief ich ihr zu, „so springe ich hinab!“

„Jesus Maria!“ schrie das Mädchen entsetzt und kehrte zurück. — Aber um ihr zu zeigen, wie wenig mir am Leben lag und auch aus Ungeduld, wieder in ihrer Nähe zu sein, begann ich jetzt die Wand hinabzuklettern. Der Felsen fiel schroff ab, doch war an vielen Stellen Gras und Strauchwerk zu sehen, und hie und da bildeten Felsvorsprünge eine Stütze für den Fuß. Der Boden des Spaltes mochte etwa fünfundzwanzig Meter tief sein; indeß ich fühlte die Kraft in mir, wie mit Fittichen versehen hinüberzufliegen.

Die Mädchen riefen mir zu, ich solle zurückkehren, dort könne man nicht hinab! Und als ich mich etwa in der Mitte der Felswand befand, begann ich thatsächlich die Schwierigkeit meines Unterfangens einzusehen. Mehrere Meter tief ging der Felsen glatt hinab. Aber eine Rückkehr war ganz undenkbar.

Einen Augenblick lief es mir heiß und kalt über Kopf und Rücken, in den Augen zuckte es wie Schwindel. Doch im nächsten Moment hatte ich die Feigheit abgeschüttelt

und begann nun, mich mit den Händen von Strauchwerk zu Strauchwerk hinabzulassen. Wo kein Buschwerk wuchs, krampfte ich meine Finger in die kleinsten Gesteinsvorsprünge; und als plötzlich meine Hand abglitt, und ein Grasbüschel, das ich in der Not erfaßt hatte, sammt der Erde hinunterrieselte, zeigte sich dahinter eine kleine Höhlung. In diese faßte ich und hielt mich fest. Jetzt war ich gerettet! Denn ich begriff, daß in diesem zerklüfteten Gestein jedes Grasbüschel aus solch einer Höhlung herauswuchs. Ich brauchte meine Hand nur immer durch Gras und Erdreich durchzustoßen und hatte eine förmliche Leiter für den Abstieg.

So ging es noch etwa sechs Meter abwärts. —

Drüben kreischten und schrieen die Mädchen und wollten noch immer abmahnen. Jetzt befand ich mich nur in geringer Höhe; ich ließ die Hände aus und rutschte hinab. Mit einem derben Stoß kam ich unten an. —

Auf der andern Seite führte ein kleiner Steig zur Anhöhe empor. Die Kniee zitterten mir von der vorhergegangenen Anstrengung, aber ich ging so schnell als möglich vorwärts.

Nach wenigen Minuten stand ich vor den Mädchen. Miez machte ein ernstes Gesicht, und trotzdem sie beständig zu Boden blickte, sah ich, daß ihr Thränen in den Augen standen. Nandl jedoch war so übermütig wie immer und rief: „Schad', daß Ihna net 's G'nick 'brochen haben!"

Ich setzte mich zu den Mädchen und begann mit Ihnen zu sprechen. Miez gab nur einsilbige Antworten. Ich versuchte Nandl auf eine entfernt stehende Blume aufmerksam zu machen; aber meine Schlauheit wurde durchschaut.

„Geln's, Sie möchten mi wieder so foppen, wie letzthin, daß ich fein suchen kann!? Na na, auf dös fliegt die Nandl nimmer! — Jetzt wird fein auf'paßt!" —

Ich hätte sie am liebsten mit einem freundschaftlichen Stoß in den Abgrund befördert. Aber Marie sah mich bittend an. —

Aus dem Gespräch erfuhr ich wenigstens, daß Marien's Mutter jeden Morgen mit ihrem Kram nach dem Markt der Ortschaft ging und vor Abends nie zurückkehrte. — Darauf baute ich meinen weiteren Plan.

Von jetzt an ging ich täglich mehrmals an dem kleinen Häuschen vorbei, das mir Marie als ihre Wohnstätte bezeichnet hatte. Es war die letzte Hütte auf der Anhöhe. Dahinter lag eine große Wiese mit einer schönen freien Aussicht; unter einem weitverzweigten Birnbaum stand eine Bank. —

Endlich, eines Morgens, erblickte ich in dem kleinen Vorgärtchen Marie am Brunnen, mit entblößtem Oberkörper, wie sie sich über den Steintrog bückte, den breiten Strahl über Nacken, Gesicht und Hände laufen ließ und sich eifrig rieb und wusch. — Ich blieb stehen und blickte auf ihre lieblichen, knospenhaften und doch kräftigen Formen. Sie bemerkte mich nicht und fuhr emsig in ihrer Beschäftigung fort. Zuletzt, wie sie das Tuch nahm, um sich abzutrocknen, blinzelte sie zufällig gegen die Sonne durch den Zaun, stutzte, legte die Hand über die Augen, um besser zu sehen, und sprang, als sie mich erkannte, einen Schrei ausstoßend, hinter den Brunnen. Als ich Miene machte, näher zu kommen, huschte sie ins Haus und schloß die Thür.

So ging ich denn weiter, auf die Wiese, zur Bank, setzte mich und wartete. Eine schmutzige Ziege weidete in meiner Nähe und blickte mich, im Rupfen und Kauen innehaltend, öfters fragend an.

Nach wenigen Minuten tauchte Mariedl's schlanke Gestalt zwischen den Weinreben auf; sie bog um die Ecke und kam, die Augen niederschlagend, auf mich zu. Sie war jetzt sauber gekleidet und ihre Wangen glühten. Sie setzte sich aber nicht, sondern bat mich, mit ihr weiterzukommen, da sie hier Niemand mit mir sehen dürfe. Es sei ohnehin schon bemerkt worden, daß ein Fremder täglich hier vorbei käme, und sie hatte von den eifersüchtigen Burschen des Dorfes viel Gespött wegen dieses vermutlichen Verehrers zu hören bekommen.

Als uns der Wald barg, stürzte Marie plötzlich vor mir auf die Kniee und begann meine Hände mit Küssen zu bedecken. Da sie sich nicht emporheben ließ, setzte ich mich nieder, und zog ihr Köpfchen an meine Brust. Der Athem stieg schwer und hörbar aus ihrem Busen herauf. Ich bedeckte ihr heißes Gesicht

mit Küssen, und stürmisch und voll Verlangen feierten wir unsere Wiedervereinigung.

Dann durchstreiften wir in heiterster Laune den Wald; pflückten Blumen, spielten, haschten uns, bewarfen uns.

Als wir an einem Mutter Gottes-Bild vorbeikamen, machte Marie das Zeichen des Kreuzes. Ich that das Gleiche, um das fromme Kind nicht zu verletzen, da begann Marie zu lachen.

„Warum lachst Du?“

„Weil Du so fromm bist!“

„Du doch auch?!“

„I bin's g'wohnt! Aber i denk nix dabei!“ Und sie wehrte sich eifrig gegen die Zumutung, daß sie an all' das Zeug glaube! — Sie weiß ganz gut, daß Alles vorbei ist, wenn man stirbt, es kommt kein Lohn und keine Strafe, kein Himmel und keine Hölle. Oder wenigstens gibt's Niemanden auf der Welt, der etwas Gewisses darüber weiß! Auch der Herr Pfarrer nicht; der ist überhaupt das fünfte Rad am Wagen. Und sie erzählte allerhand spöttische Geschichten über ihn.

Aber das Leben gefällt ihr auch so ganz

gut — bis auf den roten Müller. Und die Liebe kann ganz gewiß keine Sünde sein! — Ihre Mutter war nie verheiratet und ist doch eine brave und ehrliche Frau. — — So plaudert sie, ganz reizend und verblüffend klug. —

Ich fühlte mich so selig, so frei, wie ich an ihrer Seite über den weichen Waldpfad hinschritt! — Jetzt führte der Weg nahe an einem Abhang vorbei, der Wald lichtete sich, und es that sich eine herrliche Fernsicht auf. —

Wir blieben stehen. Vor uns fiel der Berghang steil ab, von hellem Gras, Strauchwerk und Zwergholz bedeckt. Jenseits erhob sich in stattlicher Breite der Mönchsstein mit seinem rissigen Rücken. Zur Rechten verlor sich die Thalmulde in weite, saftige Wiesen, aus denen die Gehöfte des Dorfes mit ihren roten Dächern freundlich herübergrüßten.

Wortlos blickten wir auf dieses schöne Bild. Aber mitten in meinem Entzücken durchbebte mich der Gedanke, dieses Paradies verlassen zu müssen. Und Miez!?

Ein plötzlicher Entschluß durchzuckte mich.

„Miez! — Würdest Du dieses schöne Land verlassen, um meinetwillen?“

Sie blickte mich erstaunt an.

„Würdest Du mit mir kommen, mir folgen, in die Fremde?“

„Mit Dir! Oh ja, bis an's End' der Welt möcht' i mit Dir gehn!“

„Nun gut, ich nehme Dich beim Wort! — Du kommst mit mir nach der Hauptstadt.“

„Nach der Hauptstadt!?“ Ihr blieb das Wort in der Kehle stecken.

„Nach Wien“ setzte ich hinzu.

So etwas war ihr nicht im Traum eingefallen. Sie sah mich groß an, halb freudig, halb ängstlich.

„Ja, wär's denn möglich?!“ jubelte sie endlich heraus.

„Ja, wenn Du willst.“ —

Sie überlegte. „Oh, i möcht' schon! Aber die Mutter! Mir sein arm, und die Mutter kann nimmer lang' arbeiten!“

„Miez, wenn's bloß das ist, — da kann ich schon helfen. Ich will Deiner Mutter schon geben, was sie zum Leben braucht.“

Jetzt fiel sie mir um den Hals und küßte

mich, wie närrisch vor Freude, ab. Sie war über diese Aussicht so aufgeregt, daß kaum ein Wort mehr aus ihr herauszubringen war. — Wir verschoben die Entscheidung auf den nächsten Sonntag. Da wollte sie mit Freundinnen zum Tanz in die nächste Ortschaft gehen. Ich versprach auch hinzukommen. Bis dahin aber sollte ich, um ihret- und um meinetwillen die Gegend meiden.

IV.

Der Tanz am nächsten Sonntag brachte die Entscheidung. — Marie hatte wohl selbst nicht bedacht, wie gefährlich es für sie werden könnte, bei dieser Gelegenheit mit mir zusammenzutreffen. —

Als ich in das bezeichnete Wirtshaus kam, und in den dichtgefüllten Saal, in welchem getanzt wurde, eintrat, sah ich Marie mit mehreren Personen seitwärts an einem Tische sitzen. Es waren jüngere Leute, Pärchen, offenbar die Freundinnen Marie's mit ihren Liebhabern.

Ich überlegte einen Augenblick, ob ich hinzutreten sollte, oder warten, bis Marie zum Tanz aufstehen würde. Aber das letztere widersprach meiner Natur und Stimmung.

Ich kam also an den Tisch und grüßte. Marie erbleichte, und ihr Gruß blieb ihr in der Kehle stecken. — Aber als ich ganz ruhig ihre Hand faßte und küßte, einen Stuhl heranrückte und mich neben sie setzte, gewann sie wieder Fassung. Auch bemerkte sie, daß mein Benehmen auf die Tischgesellschaft günstigen Eindruck gemacht hatte, und daß mich Alle mit achtungsvoller Höflichkeit aufnahmen. Während ich mit der Gesellschaft ganz vertraut mich unterhielt und trank, sah mich Miez immer mit Stolz an.

Als die Musik wieder anhub, führte ich sie zum Tanz und benützte diese Gelegenheit, sie meiner unverminderten Liebe und Treue zu versichern. —

Wir waren eine Zeit lang in fröhlicher Unterhaltung beisammen gesessen, als Miez mich anstieß:

„Jesus Maria, der Franz ist da!" flüsterte sie mir zitternd zu. „Jetzt is's aus und g'schegn!"

Ich drehte mich um und erblickte einen mittelgroßen, mageren Mann mit rotem Haar, ohne Bart, in bäurisch-feiner Kleidung. Er schien im Begriff, auf Marie zuzugehen; als mein Blick ihn traf, sah er weg und setzte sich auf einen leeren Platz am Nebentisch. Mit rauher Stimme rief er nach einem Glas Wein.

Sein Platz war kaum drei Schritte von dem unsern entfernt. Er stürzte den Wein auf einen Zug hinunter. Jetzt stemmte er seine Hände auf den Tisch und sah herausfordernd zu uns herüber.

„Mariedl!" rief er mit heiserer Stimme; „Mariedl!"

Miez war so weiß wie die Wand, that aber, als ob sie sich um die Zurufe nicht kümmerte. Unsere Tischnachbarn sahen verlegen in die Gläser.

„Mariedl, komm her da, zu mir!" —

Da begann die Musik wieder. Ich nahm Marie bei der Hand und führte sie zum Tanz. —

„Ich bitt' Dich, führ' mich weg!" flehte sie. „Jesus, Jesus, was hab' ich da ang'stellt'"

„S' wird nicht so schlimm werden," tröstete

ich. „Wenn Du nur selbst weißt, ob Du ihn magst, oder mich.“

„Du weißt ja, — aber —“

Unterdessen hatte der Müller Franz Courage bekommen. Als wir zum Tisch zurückkehrten, erhob er sich und trat zu Marie.

„Mariedl, Du wirst jetzt glei zu mir kommen! verstehst!? Sonst'n sag' i's Deiner Muttern, und dann paß auf, was g'schiecht!“ —

„Was wollen Sie von dem Mädchen?“ fuhr ich ihn nun an.

„Ah, do schaut's! Was i von dem Madel will! — Na, des wär' net schlecht! Hiazt moan' i, das Madel g'hört mein, und da kommt dir so r' ar Strizzi daher“ —

Ich versuchte noch immer meine Ruhe zu bewahren.

„Das scheint nicht ganz richtig zu sein, daß „das Madel Ihnen g'hört!“ Wenigstens scheint sie nicht Ihrer Meinung zu sein,“ — sagte ich lachend.

Jetzt schäumte er.

„Was scheint?! Ihna hat gar nix zu scheina, — das wer'n mer seg'n!“ — Und er sprang mit einem Satz vor mich hin, mit ge-

spreizten Beinen, und streifte die Aermel in die Höhe.

Ich steckte meine Hände in die Hosentaschen und sah ihn ruhig und spöttisch an. Er senkte den Blick, trat einen Schritt zurück, und stand einen Augenblick unschlüssig da. Dann, mit einem plötzlichen Sprung, fuhr er auf Marie los, und begann voll Wut ganz unbarmherzig mit den Fäusten auf sie einzuschlagen; das geschah so blitzschnell, daß ein Zuvorkommen unmöglich war. —

Die ganze Tanzgesellschaft fuhr entsetzt in die Höhe, die Musik verstummte, die Tänzer drängten sich herum. Ich war sofort hinzugesprungen, hatte den Kerl beim Kragen gepackt, nieder gedrückt, und schob ihn nun durch den Tanzsaal vor mir her zur Thür, öffnete und warf ihn hinaus.

Jetzt drängte sich Alles um uns. Die meisten wußten, wie die Sachen standen: daß der Müller die Armut des Mädchens benutzen wollte, um sie zu seiner Geliebten zu machen; man gab uns Recht und konnte des Händeschüttelns und Bedauerns kein Ende finden.

Erst als die Musikanten wieder zu spielen

begannen, gelang es mir, ohne weitere Begleitung mit Marie aus dem Tanzsaal zu entkommen. — Auf einer versteckten Bank des Gartens ließen wir uns nieder. Sie schluchzte noch immer und konnte sich nicht beruhigen. Ich redete ihr liebevoll zu, da barg sie ihren Kopf an meiner Brust. Ich aber hob ihren Kopf und küßte sie auf den Mund; ihre Lippen brannten. Sie legte ihre Wange an die meine und schmiegte sich, das Schluchzen unterdrückend, an.

Endlich stand ich auf.

„In's Wirtshaus geh'n wir nit wieder, — bitte!" sagte sie ängstlich.

„Gewiß nicht! Du kommst jetzt mit mir!" — Sie folgte, ohne ein Wort zu sprechen. Sie schien keinen Willen mehr zu haben als den meinen.

Ich ging nach meiner Wohnung. Unterwegs erklärte ich ihr, daß sie jetzt nicht mehr hier in der Heimat bleiben könne. Ich wollte nicht von ihr lassen; und ob ich hier bliebe oder nicht, zu Hause hätte sie keine ruhige Stunde mehr. —

Aber die Mutter wolle sie noch sehen!

„Das geht auch nicht, sie läßt Dich sonst nicht fort. — Ich werde ihr schon schreiben und Alles in Ordnung bringen."

„Aber wohin wollen wir denn gehen?"

„Du kommst mit nach der Stadt. Du wirst bei mir wohnen und ich werde für Dich sorgen." —

Sie wußte nicht, ob sie weinen oder lachen sollte.

Zu Hause angelangt zog ich sie aus und brachte sie zu Bett.

Die Leidenschaftlichkeit meiner Liebe machte sie bald alle Bedenken vergessen. Sie fragte noch Vieles; wie weit es nach der Stadt sei? Und wann wir fahren werden? Endlich entschlief sie fest an meiner Seite und atmete ruhig und mit seligem Lächeln.

Schon am nächsten Nachmittag saßen wir auf der Bahn.

Marie war lustig und aufgeregt wie ein Kind. Sie lief von einem Waggonfenster zum andern, um die Gegend zu besehen, zeigte voll Eifer auf die Berge, nannte die Ortschaften. Dann, als ihr die Umgebung fremd wurde, fragte sie nach allem Möglichen.

Aber wie es nun dunkel wurde und der Zug noch immer polternd und fauchend weiterfuhr, sah sie sich ängstlich in dem grauen Coupé um und begann bange zu werden. Ich redete ihr liebevoll zu, versprach ihr die größten Herrlichkeiten und erzählte ihr lustige Geschichten, bis sie an meiner Schulter entschlief. —

Sie erwachte erst um Mitternacht von dem Getöse des in die Bahnhofshalle einfahrenden Zuges. Ich hob sie aus dem Waggon, brachte sie in einen Fiaker und fuhr nach meiner Wohnung.

V.

Am nächsten Tag schien die Sonne schon hell in's Zimmer, als sie erwachte. Sie guckte verwundert umher, sprang aus dem Bett, und hatte so viel zu besehen und zu bestaunen, daß sie sich gar nicht zum Anziehen entschließen konnte. Und gar, als sie durch's Fenster auf die Straße sah, brach sie in hellen Jubel aus

über diese Häuser, diese Menschen! Und das Pflaster! Und die Wagen! —

In den ersten Tagen führte ich sie überall hin, zeigte ihr Straßen, Kirchen, Theater. Das Kind ging wie in einem fortwährenden Rausch umher. Das Essen schmeckte ihr vortrefflich, Bier und Wein mundeten noch besser. — Ich hatte ihr neue Kleider gekauft; nun stolzirte sie immer vor dem großen Spiegel vorbei und besah sich von allen Seiten.

Meine Freunde verhätschelten das Mädchen wie eine Puppe; aber auch Fremde sahen ihr lächelnd nach, wenn ich mit ihr auf der Straße ging.

Als sich die erste Neugierde gelegt hatte, zogen wir uns mehr in die Häuslichkeit zurück. Sie war überglücklich, ihre Fähigkeiten in der neuen Umgebung zu zeigen, wirtschaftete umher, wie Kinder, wenn sie „Mama" spielen. Und ich saß in der freudigsten Stimmung am Schreibtisch; die Gedanken strömten mir reichlich zu, und Scene um Scene wuchs ein Lustspiel, ein übermütiger Schwank, aus den weißen Blättern heraus.

Oft setzte sich Miezchen mit ihrer Handarbeit

zu mir, sah mich an oder guckte auf die Blätter; aber sie wagte nicht, ein Wort zu sprechen.

Keine Störung kam in unser Glück. Schwiegereltern waren nicht vorhanden; Dienerschaft hatte ich nicht, nur einen Burschen, einen braven Kerl, der die Wohnung und die Kleider in Ordnung hielt und Aufträge besorgte. Wir speisten im Restaurant oder ließen uns das Essen holen. Kurz — wenn wir nicht wollten, brauchten wir keinen Menschen zu sehen.

In drei Wochen war das Lustspiel beendet und dem Theater übergeben. —

Aber bald darauf begann Miezchen über Schmerzen zu klagen. Es war allerhand nicht in Ordnung. Und als der Arzt sie eines Tages untersuchte, sprach er das gewichtige Wort: „Gravid!"

Miez mochte ahnen, was das Wort besagte und wurde blaß; sie sah mich ängstlich an, als ob sie Vorwürfe befürchtete, — aber ich schloß sie herzlich an die Brust und küßte ihr voll Innigkeit die feuchten Augen. —

— — — — — — — — — —

Mein Stück war angenommen und wurde

einstudirt. Ich hatte viel bei den Proben zu thun und mußte jetzt Miezchen oft allein lassen. —

Von unserem Vorzimmer ging ein vergittertes Fenster auf den Corridor. Dort lauerte Miezchen, bis ich nach Hause kam; wenn sie meine Schritte auf der Treppe vernahm, — sie hätte sie aus hunderten herausgekannt, — ließ sie ihren Pfiff vernehmen, den sie schon in ihrer Heimat über Berg und Thal hingesendet hatte, und flatterte umher, wie ein Vogel im Käfig, bis ich oben war, um mir dann die Thür zu öffnen, und mir mit einem Aufschrei an den Hals zu fliegen. —

Meine gesellschaftlichen Beziehungen hatte ich in dieser Zeit gänzlich aufgegeben. Ich trug kein Verlangen danach. Nur mit einigen Freunden verkehrte ich, und diese wußten mein Verhältniß mit meiner kleinen Alpenrose zu verstehen und zu schätzen. —

So waren die Monate August und September vergangen.

Als aber um Mitte Oktober mein Stück zur Aufführung kam und Beifall fand, als ich

von allen Seiten Besuche und Einladungen erhielt, auch zu Personen, an denen mir viel lag, da fiel es mir oft sehr schwer, abzusagen. Mein Dirndel konnte ich da nicht mitnehmen, und allein wollte ich sie nicht zu Hause lassen. An den Vormittagen konnte ich mich ohnehin seit längerer Zeit nicht mit ihr beschäftigen und fand sie oft in furchtbarer Aufregung und mit geröteten Augen an, wenn ich nach Hause kam. Das Heimweh quälte sie in der Einsamkeit, sie sprach im Traum von ihren heimatlicheu Bekannten, und vor Allem ängstigten sie jetzt Gedanken an die Zukunft. — Noch war sie schlank und leicht beweglich, aber die Nachwelt wuchs heran. Was sollte geschehen, wenn ich sie jetzt verließ!? — Sie glaubte zu erkennen, daß sie für mich doch nicht passe; meine Thätigkeit, meine ausgebreiteten Beziehungen bestaunte sie und fürchtete sich. — Von einer Heirat war zwischen uns nie die Rede gewesen; sie hätte nicht gewagt, daran zu denken. Aber was, was sollte sie machen, wenn ich ihrer überdrüssig würde? — Nach Hause konnte sie nicht, und hier, in der fremden großen Stadt, allein —! —

Am ärgsten war es in jenen kritischen Zeiten, wenn die bösen Schmerzen und Krämpfe kamen. Da lag sie Nächte lang und weinte und klammerte sich fest an mich; und ich mußte all' meine Zärtlichkeit und Beredsamkeit aufwenden, um sie von der Grundlosigkeit ihrer Befürchtungen zu überzeugen.

Mit Mühe brachte ich es so weit, daß sie allein spazieren ging, Einkäufe besorgte, mich abholte. Auf ihre Treue konnte ich mich verlassen. Und ihre Unerfahrenheit war eher ein Schutz als eine Gefahr.

Dennoch fand ich eines Tages, als ich in ihrer Abwesenheit nach Hause kam, ein Packet auf ihrem Tische, das mir rätselhaft und verdächtig vorkam. Als ich es öffnete, fand ich ein elegantes Näh-Necessaire, eine kleine Alpenhütte vorstellend, aus gepreßtem Leder, mit kleinen Figuren.

Während ich das Ding besah, kam Miez von ihrem Spaziergange zurück. Als sie mich gewahrte, wollte sie auf mich zufliegen, — aber plötzlich blieb sie stehen, schlug die Augen nieder und wurde feuerrot. —

„Wer schickt Dir solche Geschenke?“ fragte ich streng.

Sie fing zu weinen an. Ein Herr, erzählte sie, der täglich am Fenster des Caféhauses an der Straßenecke sitze, habe ihr immer zugelacht; einmal sei er herausgekommen und, trotzdem sie schnell weiter gegangen, habe er sie verfolgt und mit ihr zu sprechen angefangen; sie wußte sich nicht zu helfen; er habe seine Versuche wiederholt; aber ich möge nur ja nicht glauben — —

Ich war gerade an jenem Tage durch einen vorhergegangenen Streit ärgerlich und erregt. Ich glaubte ihr bei dieser Gelegenheit ihre Pflicht recht energisch begreiflich machen zu müssen, und, mehr aus Vorsicht als aus Eifersucht — kurz und gut — ich schlug das Mädchen. —

Sie weinte bitterlich, kniete vor mir nieder, bat mich immer wieder um Verzeihung, und als ich ihr endlich die Hand gab, — sprang sie empor und hing sich an meinen Hals. — Die Prügel hatte ihre Liebe nur gesteigert! —

In mir aber hatte diese Scene ein Nachspiel. Ich begriff nicht, wie ich das hatte thun

können. Ich kam mir verächtlich vor und schob die Schuld auf die Geliebte. Ich ärgerte mich, daß so etwas auf sie wirkte. — Und wohin sollte es führen, wenn sich derartige Scenen wiederholten?! —

Als ich mich endlich zur Arbeit setzte, konnte ich die richtige Stimmung nicht finden. Endlich warf ich die Feder weg und ging in's Freie.

Es war ein schöner, klarer Wintertag. — Auf der Ringstraße drängten sich die Spaziergänger. Mädchen und Knaben, mit geröteten Gesichtern, Pelzmützen auf dem Kopf, eilten mit Schlittschuhen an mir vorüber. Was für Erinnerungen weckte mir dieser Anblick! Was für Stunden hatte ich auf dem Teich des Wiener Eislaufvereins verlebt, mit schönen Mädchen im Bogen mich wiegend oder im Tanz dahinfliegend!

Ein Bekannter sprach mich an. —

„Hast Du Miez schon gesehen?"

„Miez? Welche Miez?"

„Mieze Kehlheim, Marietta, Dein Baroneßchen!"

Ich erbleichte.

„Was, Marietta ist hier, in Wien? Ist fort aus dem Kloster?"

„Ah, das war Komödie, diese ganze Geschichte mit dem Kloster! Hast denn Du das ernst genommen? — Das war Alles nur inscenirt, damit sie sich die Geschichte mit Dir aus dem Kopf schlägt." —

Ich zitterte vor Erregung. Ein wahrer Heißhunger hatte mich befallen, sie wiederzusehen.

„Ist denn das auch wahr? — Hast Du sie gesehen?"

„Ich komm' von dort. Ich war auf Besuch." —

„Und hast mit ihr gesprochen?! — Von mir?!" —

„Von Dir nicht, aber von Deinem Stück. Sie war mit dem Alten im Theater. Beide schwärmen dafür. Der Alte hat Dich für ein Genie erklärt und behauptet, Du wirst in einigen Jahren ein reicher Mann sein! — Hm, hm!"

Wir trennten uns. Die Ungeduld trieb mich durch die Straßen; in wenigen Minuten stand ich vor dem Kehlheim'schen Hause. Die Equipage

wartete vor dem Thor. Eben als ich auf dem jenseitigen Trottoir vorüberging, kam Marietta am Arm ihres Papas aus dem Haus. Ich blieb stehen und sah sie an. Sie war größer, schlanker, interessanter geworden, in ihrer eleganten, einfachen Toilette war sie die vollendete Dame.

Sie stiegen in den Wagen. Der Kutscher ergriff die Peitsche, — da, im letzten Augenblick, sah Marietta zufällig herüber und schrak zusammen. Ich grüßte, sie lächelte und dankte errötend; Papa sah auch her, zog seinen Hut tief ab und befahl dem Kutscher zu halten. Er stieg aus und kam auf mich zu.

Ich war von dem Wiedersehen zu sehr aufgeregt, um jetzt an das zu denken, was er mir angethan hatte. Er freute sich, mich endlich wiederzusehen und forderte mich auf, mit ihnen zum Eislaufplatz zu fahren. —

Mariettas Hände zitterten in den meinen, die Augen wurden feucht; — ich saß im Rücksitz und blickte sie ununterbrochen an; mir war Alles wie ein Traum. — — —

Als ich spät Nachts nach Hause zurückkehrte, fand ich meine Geliebte in höchster Aufregung.

Sie war wieder von Krämpfen befallen worden und hatte in ihrer Todesangst den Burschen ausgeschickt, mich zu suchen.

Ich streichelte ihre Wangen, sie lächelte glücklich und entschlief. —

Ich saß an ihrem Bett und starrte sie an; meine Gedanken gingen in die Weite. Der Morgen dämmerte, — ich saß noch immer da und starrte, und sann — —.

VI.

Ueberall wurde davon gesprochen, daß zwischen Baronesse Marietta Kehlheim und mir bald die Verlobung stattfinden werde. — Ich war fast täglich im Hause; man sah sie öffentlich an meinem Arm. —

Eins quälte mich am meisten. Ich hatte lange gezaudert, Marietta von meinem Alpen-abenteuer zu erzählen. Als ich ihr endlich die ganze Geschichte meiner Liebschaft aufrichtig mitteilte, schien sie sich darüber garnicht auf-zuregen. Sie fand es in ihrem zur Welt-

gewandtheit erzogenen Geiste so selbstverständlich, daß die Liebe des kleinen Dorfmädchens ihr zum Opfer gebracht werde! — Mir graute vor dieser stolzen Standesüberzeugung, ich bäumte mich gegen diese Grausamkeit auf; — aber ich ertappte mich darüber, wie ich mich an diese Sicherheit Marietta's wie an einen Rettungsanker anklammerte! —

Und ich begann von jenem Tage an, mit überlegenem Raffinement die Beziehungen zu meiner Geliebten zu lockern. Meine Stimme klang gleichgiltiger, meine Liebkosungen wurden seltener. — Freilich, manchmal überkam mich eine wahre Sehnsucht nach den Wonnen ihrer ersten thaufrischen Küsse! Und dann, wenn ich sie wieder in meinen Armen hielt, und die reiche Fülle ihrer Liebe, ihrer grenzenlosen Liebe sich über mich ergoß, dann wuchs ich wieder mit ihr zusammen, fast unlöslich! —

Aber der Morgen fand mich an meinem Schreibtische, mit dem Ordnen meiner Papiere beschäftigt, in fremden Gedanken, und ich wußte kaum mehr, daß sie auf der Welt war. —

Ich ließ sie oft mit meinen Freunden allein, die gern mit Miez'chen scherzten, nur um sie

an den Gedanken zu gewöhnen, daß es außer mir noch Menschen gebe; oder neckte sie scherzhaft mit ihrer Zuneigung zu dem Einen oder Andern. Aber sie lachte und küßte mich um so heftiger.

Einmal fragte ich sie, auch in neckendem Tone, was sie denn machen würde, wenn ich einmal heiraten wollte? — Sie sah mich an, ängstlich forschend, ich bereute schon meine Worte und sah verlegen drein; da brach sie in einen wahren Weinkrampf aus.

„Du willst mich verlassen!" jammerte sie, „Du willst mich verlassen, in meiner schweren Stunde! — O Gott, o Gott, wenn Du das thust, so stürze ich mich in's Wasser!"

Es wäre wahrhaftig eine Schurkerei gewesen, sie jetzt zu verlassen, denn immer schwerer und schwerer wurde ihre Bürde. Und ich versicherte ihr hoch und teuer, daß ich nicht daran denke.

— — — — — — — — — —

Es kam ein Tag — — —

Jahre sind vergangen; fremde Länder habe ich gesehen, mit hunderten von Menschen gesprochen, — aber unauslöschlich steht vor

meinem Geiste die Stunde, da ich zum Mörder wurde! — Oh, es war ein Wort, ein einziges! Aber Alles hatte sich so unglückselig eingefunden und verkettet, daß dieses eine Wort genügte! — Und dumpf und düster wälze ich in meiner Brust von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht das Bewußtsein meiner Schuld. —

Der alte Baron, Marietta's Großvater, gab einen Hausball. Während der Tanzpause sollte ein Einakter gegeben werden, ein Singspiel aus den Alpen, das ich verfaßt hatte. Miez hatte bei mir gesessen, während ich schrieb, ihre Nähe hatte mich auf die besten Einfälle, ihre Sprache auf die köstlichsten Dialektausdrücke gebracht. — Und wie war sie jetzt aufgeregt, ob das Stückchen gefallen werde, wie gern hätte sie es mit angesehen! — Aber das ging ja nicht an! —

An dem Ball-Abend war ich fast immer um Marietta. Alle Gäste hatten festliche, gespannte Mienen, man witterte ein Verlobungsfest. —

Als ich kurz vor Beginn der Theater-Vorstellung hinter den Coulissen stand, und einige

Anordnungen traf, kam ein Diener zu mir: „I bitt', gnä' Herr, es is a Fräulein draußen, die wünscht den gnä' Herrn zu sprechen!" —

„Ich habe jetzt keine Zeit!" —

„I bitt', sie sagt, sie hat dringend zu sprechen."

Aergerlich ging ich hinaus. Im Vorhause stand Marie, ein schwarzes Tuch um den Kopf.

Sie könne es zu Hause nicht aushalten! Ich möchte ihr erlauben, das Stück mit anzusehen.

„Das geht nicht; es sind ja lauter geladene Gäste!"

Sie bat und bat. Ich fragte den Diener um Rat.

„Das Fräulein muß nach der Vorstellung ein Costüm nach Haus tragen," erklärte ich ihm. „Weisen Sie ihr einen Platz an, wo sie unbemerkt das Stück mit ansehen kann."

„Oh, das geht schon!" Er sah Miez liebäugelnd an. „Dort vorn sitzen mehr so Fräuleins!" Und er bot ihr den Arm an! Und führte meine Marie zu den wartenden Bonnen und Kammerzofen. —

Während der Vorstellung sah sie mich oft

mit leuchtenden Augen an. Als aber das Stück zu Ende war, bat sie mich, noch den Tanz mit ansehen zu dürfen, sie werde recht brav sein! Sie könne doch nicht jetzt allein nach Hause gehen! —

Ich konnte nicht Nein sagen, wie peinlich mir auch die ganze Situation war. — Inmitten des Lärmes und Jubels saß sie nun verlassen da, und ich, den sie einzig liebte, für den sie das größte Opfer gebracht, tanzte am Arme fremder, geputzter Mädchen. Die Eifersucht quälte sie furchtbar, und immer weinerlicher verzog sich ihr Gesicht.

Auch ich wurde wiederholt wegen meiner Zerstreutheit getadelt, und Marietta, die auf den heutigen Ball besondere Hoffnungen gesetzt hatte, beklagte sich bitter über meine Unliebenswürdigkeit.

Wie froh war ich, als der Ball zu Ende war! — Ich wollte zu Miezchen eilen; aber Herr von Kehlheim trat mir in den Weg:

„Nicht wahr, lieber Herr Doktor, Sie kommen doch noch mit in's Caféhaus und begleiten uns dann nach Haus?!“

Er wollte mir Gelegenheit geben, die versäumte Erklärung anzubringen.

„Selbstverständlich!" antwortete ich und ging gleich mit hinaus, um den Damen bei der Toilette zu helfen. —

Jetzt aber drängte sich Miez an mich heran. Sie war in höchster Erregung.

„Ich bitt' Dich, geh'n wir, i bin so müd;"

„Ja, liebe Miez, — ich kann jetzt nicht mitkommen, — ich muß, ich muß —"

„Was mußt Du?" Ihr Gesicht erhielt einen Ausdruck, den ich nie an ihr gesehen hatte. —

„Sei so gut, Miez, mach mir da keine Scene! — Geh' schön nach Haus, ich komm' gleich nach!"

„Ich soll allein gehen?" Ihr Gesicht wurde immer finsterer. „Du kommst mit mir! Hast verstanden?"

Ihr Trotz reizte mich. „Glaubst Du vielleicht, daß Du Dir auf diese Weise meine Liebe erhalten kannst? Jetzt grad' nicht! — Wir werden sehen, wer der Herr ist."

Jetzt schossen ihr die Thränen in die Augen; sie faßte bittend meine Hand.

„Also sei schön vernünftig, und geh' nach Haus. Adieu!" Ich wandte mich zum Gehen. Sie aber blieb stehen und richtete sich hoch auf:

„Gut!" sagte sie, „ich geh! Aber Du siehst mi nimmer wieder! —" und stürzte an mir vorbei aus dem Saal. —

Ich wußte, daß Marie nicht Komödie spielen konnte. Ich eilte daher voller Bestürzung nach. Im Vorzimmer hielt mich Herr von Kehlheim auf.

„Nun, mein Lieber, wo stecken Sie, wir warten schon."

Ganz verwirrt riß ich mich los. „Gleich, gleich, — ich komme wieder!" und stürzte hinaus.

Als ich hinunter kam, war Miez nicht zu sehen. Doch — dort eilte eine schwarze Gestalt —! Ich lief so rasch ich konnte. Jetzt bog sie um die Ecke. — Als ich auf den Quai hinauskam, sah ich sie auf der Mitte der Brücke. — Immer hastiger lief ich. Jetzt stand ich auf der Brücke und sah umher: Es war weit und breit kein Mensch!

Eine entsetzliche Ahnung erfaßte mich. Ich blickte über den Brückenrand in's schwarze

Wasser. Die Nacht war dunkel; aber im Strahl einer Laterne glaubte ich Kreise im Wasser zu sehen, Blasen stiegen auf — —

Ich rief um Hilfe. Passanten eilten von Weitem herbei. Aber es war keine Zeit zu verlieren. Ich warf Rock und Schuhe von mir und sprang hinab. Dort sah ich Etwas schwimmen, ich faßte zu — zog das unglückliche Kind an mich und trug sie an das Ufer. —

Die freiwillige Rettungsgesellschaft kam mit ihrem Wagen und brachte uns nach der Anstalt. Marie wurde zu Bett gebracht; ich durfte nicht bleiben. In einem Nebenzimmer sollte ich die Personalien abgeben. Ich vermochte kein Wort herauszubringen. Man zog mir die nassen Kleider aus; ich ließ es apathisch geschehen. —

Stunde um Stunde verrann; wie geistesabwesend saß ich da. — Jetzt raffte ich mich empor; ich wollte und mußte zu der Kranken! Ein Arzt kam mir entgegen: „Die Sterbende verlangt Sie zu sehen.“

Ich stieß einen Schrei aus. Ich wankte in's Zimmer und fiel vor dem Bett auf die

Kniee. — Aber sie erkannte mich nicht. Das Fieber und die Krämpfe hatten ihr die Besinnung geraubt.

„Sie hat ein todtes Kind zur Welt gebracht," erklärte der Arzt. Ich stöhnte, ich knirschte, ich schlug meine Stirn verzweifelt gegen die Bettkante.

Nach wenigen Minuten war sie verschieden. Blau und fahl lag sie vor mir. Ich suchte in den Augen nach Verzeihung; aber weiß und leer starrten sie mir entgegen — —

— — — — — — — — — —

Unstät irrte ich seitdem in der Welt umher.

Die Reue ließ nach. — —

Mit Jugend und Leichtsinn aber war es vorbei. —

Ich bin ein stiller Mann geworden.

Sumpfrose.

„Wie eigen aber ist das Glücksempfinden,
„Wenn man mit solchem Liebes-Wundenmale
„Ein Weib entdeckt, das gleichfalls irr gegangen,
„Und beider Blut sich eint im Liebesgrale!“

Saar, Gedichte.

I.

Ich saß in meinem Hôtel-Zimmer und wollte mich erschießen. —

Seit einer halben Stunde lag der geladene Revolver vor mir auf dem Tisch, — und noch immer lebte ich! —

Aber es war nicht etwa Furcht vor dem Tode, was mich so lange zögern ließ. Im Gegenteil; gerade daß ich bestimmt wußte, in wenigen Minuten ist Alles aus, machte es mir so behaglich, da zu sitzen und meine Gedanken noch einmal spazieren zu schicken! —

Man sagt, daß sich der Charakter eines Menschen in den letzten Augenblicken noch einmal recht deutlich zeigt: Der Vorhang ist schon gefallen und verdeckt den Bühnenraum, und die Schauspieler kommen heraus und bedanken sich; das todte Liebespaar und die bösen Eltern halten sich bei der Hand, und schieben sich durch

den Spalt des Vorhangs an dem Publikum vorbei. — Ich war mein Leben lang Genußmensch gewesen, allerdings im besseren Sinne des Wortes; das heißt, ich hatte nicht vor dem Schicksal gezittert, wie der Schulbube vor dem Rohr des Lehrers; sondern ich hatte wie ein geriebener Kaufmann mit ihm abgerechnet: Betrügst Du mich, so betrüge ich Dich! Was ich aus einer Lebenslage an Freude herausschinden konnte, das hatte ich redlich gethan. So wollte ich mir auch die letzte Stunde vor dem selbstdiktirten Tode nicht durch Furcht, oder Reue, oder Verzweiflung verderben lassen, sondern ich saß da, wie der König von Thule, der alte Zecher, und trank letzte Lebensglut aus dem gold'nen Becher der schönsten Erinnerungen. Ich dachte an Elternhaus und Kinderzeit; an die schöne Zeit der ersten Liebe; ich gedachte jener wilden Jahre, in denen die heitern und die düsteren Gewalten um meine Seele gewürfelt hatten; ich ging im Geiste meine letzten Reisen durch, nach dem Orient, nach Brasilien, wo ich in Urwäldern auf Raubthierjagden meine europäische Gedankenblässe auffärben wollte, — allerdings vergebens —; und dachte endlich an

die letztvergangenen Tage, die ich in Berlin verbrachte. — Ich wiederholte mir, wie ich gerade hier, inmitten dieser hastenden Zweckmenschen, denen ihr Ameisenhaufen „Staat" so etwas Colossales, Wichtiges dünkt, die Ueberzeugung gewonnen hatte: Persönlichkeit ist hier Luxus, hemmender Ballast! — Du bist deinen Zeitgenossen entbehrlich. —

Das war der Moment: — Ich streckte meine Hand nach dem Revolver aus. Ein rasch entschlossener Griff und —

Da, in dem Augenblick, als ich den Zeigefinger auf den Hahn lege, — taucht noch ein Bild, ein längstvergess'nes in der Erinnerung auf, so deutlich wie plötzlich:

Es war vor etwa fünf Jahren. In Paris. In einem Chantant ordinärster Sorte. Die Menschen saßen an ungedeckten Tischen und tranken Bier; der Rauch verdunkelte die trüben Gasflammen. Eben war eine Programm-Nummer abgetreten, eine Seiltänzerin mit Säulenbeinen und fettigem Haar; — da kam aus dem die Garderobe verdeckenden Vorhange ein blutjunges, schlankes Ding in dunkelrotem, einfachen Kleid, mit blassen, ungeschminkten

Wangen, pechschwarzem, reichem Haar. Sie sang englische, französische und italienische Nationallieder; nicht gut, aber rührend; mit weicher Altstimme und kindlich-frühreifem Ausdruck.

Ich hatte ihr Bild ganz deutlich vor Augen. Ich sah noch genau, wie seltsam ihre vornehme zarte Erscheinung mit der schmutzigen Umgebung und den eingelernten cynischen Gesten contrastirte. Und wie sonderbar hatten mich die leichtfertigen, dummen Lieder aus diesem brennroten, kleinen Munde aufgewühlt! Eine Stimmung, ähnlich dem „Va Banque!" in Monte Carlo!

So viel ich mich erinnerte, hatte ich damals die Absicht, das Mädchen im „Künstlerzimmer" aufzusuchen, war jedoch durch die Begegnung mit einem Bekannten abgehalten worden, und hatte sie später nie wieder gefunden. Woher kam mir gerade in dieser Stunde der zwingende Wahn, es wäre diese rätselhafte Erscheinung der Glücksstern meines Lebens gewesen!? — Und nun mußte ich sterben, ohne sie kennen gelernt zu haben!

Wieder griff ich nach dem Revolver, — da

klopfte es an die Zimmerthür. Der Kellner trat ein — ich hatte in der Zerstreuung vergessen abzusperren, — und meldete, daß mich ein Herr zu besuchen wünsche. Ich schnauzte ihn wütend an:

„Ich bin für Niemand zu sprechen!“

Er legte zerknirscht eine Visitkarte vor mich auf den Tisch und segelte wieder hinaus.

Während ich mich erhob, um die Thür abzusperren, warf ich unabsichtlich einen Blick auf die Karte vor mir:

„Fritjof Barnholm.“

Herrgott, diesen lieben, alten Kerl hatte ich vergessen können! — Nein, den mußte ich noch in diesem Leben wieder sehen! —

Schnell wollte ich meinen vorigen Befehl widerrufen, da öffnete sich schon die Thür, und mein liebster Freund, mein Führer und väterlicher Beschützer in einstigen Jahren ersten künstlerischen Zigeunertums stand vor mir. Ich flog an seine Brust und küßte ihn auf beide faltigen Wangen.

Als er nach den ersten Begrüßungsworten sich niedersetzte, bemerkte er den Revolver auf dem Tische.

„Was ist denn das? Was treibst Du?" —

„Ich gebe mir soeben ein Abschiedsfest!" —

„Ah, da komme ich zur rechten Zeit! Freundchen, ich halte mit! — — Aber nein, ich darf nicht! — Ich hab' ja Weib und Kind zu Haus, die ohne mich verderben!"

„Du?! — Das ist mir neu!"

„Na, das Kind ist poetische Uebertreibung, das lebt nur in Heine's Ballade; aber das Weib existirt wirklich. Ich bin verheiratet."

Ich faßte teilnehmend seine Hand: „Und nicht glücklich?"

„Nein!" sagte er mit einem schweren Seufzer. — „Ich habe ein schönes, berückend schönes, junges Weib geheiratet!"

„Hm! — Wäre es denn — ohne Ehe — nicht auch möglich gewesen?"

„Gewiß; aber eben deshalb!" —

„Also eine Rettung?! Wie?" —

„So etwas Aehnliches. — doch davon ein andermal! Ich müßte Dir erst Vieles erzählen, was in den langen Jahren, seit wir uns zuletzt gesehen, vorgefallen ist, wenn ich Dir diesen wichtigen Schritt, — seine Veranlassung und seine Folgen — begreiflich machen wollte."

„Lieber Fritjof, Du kannst Dir wohl denken, daß ich jetzt, wo ich Dich wieder habe, gar nicht begreifen kann, wie ich so lange in der Welt umher irren konnte, ohne Dich aufzusuchen! — Du lieber, goldener Mensch! Schütte mir Dein Herz aus, ohne Rückhalt! Sei überzeugt, daß mir jedes Deiner Worte so köstlich ist, wie nur je, — um so köstlicher, wenn es mir eine Hoffnung zeigt, Dir etwas sein zu können!" —

Ich faßte seine beiden Hände und drückte sie. „Wie froh bin ich, daß Du endlich wieder bei mir bist! — Sprich, Fritjof! Gieb mir neuen Lebensinhalt! — Verlange von mir ein Opfer!" —

„Es kommt vielleicht die Zeit, Lars. — Vorläufig wollte ich Dich nur einladen, im Namen meiner Frau und — selbstverständlich — auch in meinem eigenen, uns zu besuchen.

„Du wohnst hier in Berlin?"

„Ja, seit vier Jahren. In Paris wollten wir nicht bleiben, — wegen — der Vergangenheit meiner Frau. — Und die Großstadtluft ist mir unentbehrlich, ergo —"

„Ergo bist Du der neuaufstrebenden Haupt-

stadt zugewandert. Ganz wie ich, nur mit dem Unterschiede, daß Du als Thatenmensch hierher passest, während ich gerade in Berlin mit dem Revolver liebäugeln lernte."

„Armer Freund! — Wenn ich doch hoffen dürfte, daß Du in meinem Hause wieder eine Heimat fändest! — Komm' bald zu mir, Lars, damit wir gleich den Gewitterwolken die aufgehäufte elektrische Spannung gegenseitig entladen! Mag's wettern und blitzen, — wenn nur die Herzen wieder leicht werden! —"

Er erhob sich und griff nach Stock und Hut.

„Müssen wir denn so bald scheiden? — Willst Du mir nicht wenigstens von Deiner Frau erzählen, — ‚Deine Frau', wie sonderbar mir das klingt! — damit ich ihr nicht so fremd entgegentrete."

Barnholm stand und bohrte mit dem Stock in den Teppich.

„Ja, — nun. — Lars, wenn ich in Dir endlich den Menschen gefunden hätte, dem ich Alles erzählen kann, Alles! — Weißt Du was? Komm' mit, begleite mich! Im Freien spricht sich's leichter. — Du hast ja recht, wenn alte

Freunde sich wiedersehen, dann muß gleich in der ersten Stunde alles 'runter vom Herzen!" Er versank wieder in Nachsinnen. „Ja, na ja! — Und dann kommst Du bald mal zu uns. — Weißt Du übrigens, meine Frau freut sich sehr darauf, Dich kennen zu lernen. Sie hat nämlich entdeckt, daß Du in Berlin bist!"

„Deine Frau?"

„Ja, sie hat Deinen Namen zufällig in der Fremdenliste der Zeitung entdeckt. Und da sie Einiges von Dir gelesen hat, und von mir weiß, daß wir Freunde sind, so hat sie mich gleich darauf aufmerksam gemacht."

Während Fritjof sprach, hatte ich den Revolver und meine Papiere in den Schreibtisch eingeschlossen und mich zum Ausgehen bereit gemacht. Wir entfernten uns aus dem Hôtel und gingen so rasch, als es das Menschengewühl zuließ, die ‚Linden' entlang bis zur Wilhelmstraße. Dort verlangsamten wir den Schritt. Fritjof starrte auf das Pflaster und schien mit einem Entschluß zu kämpfen. Endlich wendete er sich zu mir.

„Nun habe ich aber noch gar nicht nach Deinen Erlebnissen gefragt. Und Du hast doch

gewiß auch Dein gerüttelt Maß an Leiden ertragen."

„Jawohl, das habe ich. — Aber Deine Angelegenheiten sind mir wichtiger. Mir ist schon dadurch geholfen, daß ich Dich wiedergefunden habe, und ganz als den lieben, alten Freund."

„Nein, nein, Du wirst sehen, ich bin nicht mehr der Alte!" Er blieb plötzlich stehen. Endlich schien er den Anfang des Fadens gefunden zu haben, auf den er seine Beichte aufreihen konnte. Er schob seine Hand unter meinen Arm und begann, indem wir uns langsam wieder in Bewegung setzten, zu erzählen:

„Es wird Dir schon aufgefallen sein, daß ich nicht mehr so heiter und selbstbewußt bin, wie einst. Nun, es ist etwa vier, fünf Jahre her, da wurde ich plötzlich launenhaft, unstet. Nach den stürmischen Kämpfen der Jugendjahre und nach dem Rausch der ersten Erfolge beim Publikum ist ein jäher Rückschlag eingetreten. Ich fühlte mich grenzenlos elend und verlassen. Wochenlang lebte ich vollkommen apathisch; Dann wieder packte mich ein

Heißhunger nach Abwechselung, Aufregung, Genuß — —"

„Du hast das Gehirn und die Nerven überangestrengt!" —

„Nein, das Uebel liegt tiefer. Die Welt hat einen Riß, und er geht mitten durch meine Seele. — Anfangs hoffte ich mich durch Reisen zu kurieren. Ich wurde überall mit Ehren empfangen, die mich nicht freuten, weil ich glaubte, sie nicht verdient zu haben; man veranstaltete Fest-Bankette, — all' die Reden steigerten den Ekel vor mir selbst! — Dann zog ich nach Paris, um im Dunkel eines ärmlichen Viertels verschwinden zu können. Ich ging in den Straßen umher, zwecklos, ziellos saß ich spät Nachts in Wirtshäusern und Spelunken, und grübelte."

Wir waren auf dem Wilhelmsplatz angekommen und setzten uns auf eine Bank. Fritjof fuhr fort:

„Nach und nach begann ich klarer zu erkennen, was mich mit mir selbst verfeindet hatte: Du kennst meine ersten größeren Romane, die mir meinen Namen machten. Ich hatte in diesen auf leidenschaftliche Weise jene stolze

Ueberzeugung verkündigt, die, — als trotzige Gegenströmung unseres Zeitalters der Maschinen- und Heerdenmenschen, — der freudigen Kraft den Sieg über die Welt verheißt. Die Liebe, die sinnliche Liebe galt mir damals als die centrale, alles beherrschende Lebenserscheinung. Den genialen, leidenschaftlichen Impulsen folgenden Mann, — das Weib, das junge, schöne und vorzugsweise das entkleidete Weib, und den geschlechtlichen Umgang mit ihm, — das hielt ich für den höchsten Vorwurf meiner Kunst, der großen Kunst. Es gab damals wohl kaum einen anderen Schriftsteller, der so wie ich überzeugt war, daß alles Heil, die Quintessenz des Lebens, im Weibe, in der Liebe enthalten ist; und ich war bemüht, mit leidenschaftlicher Kraft und allseitig das Weib und die Liebe zu schildern.“ —

„So hatte ich in meiner Jugend gedacht. — In jener Zeit aber, von der ich Dir erzähle, öffneten sich vor meinen Augen plötzlich die Schleusen des breiten Weltstroms: Mit einem Male sah ich die durch Liebe hervorgerufenen Enttäuschungen, das Elend und die Leiden, die sie erzeugt, und ich begann ihr zu fluchen.“

Er schwieg eine Weile.

Ich war durch seine Bekenntnisse im Innersten aufgewühlt, jedes seiner Worte fand in meinem Herzen stürmischen Nachhall.

„War es das beginnende Alter, das mir das fahle Bild des Todes vor die Augen lockte und mich mit krittelndem Neid auf die jungen Generationen erfüllte, die neben mir und über mich sich erhoben? — Oder hatte mir vorher die Jugendlust den Blick geblendet, und ich sah jetzt erst das wahre Bild der Welt? —

„Wohin ich mich wendete, sah ich die Kraft in Habsucht ausarten, die Freudigkeit sich in Genußsucht und Laster verwandeln, ich sah beide in den Händen der rohesten Bestie zur Waffe werden, um damit Carrière zu machen und eine glänzende Stellung in der Welt zu erreichen! — Und ich vernahm plötzlich das Wutgeheul und das Jammern der Unterdrückten, der Gefallenen, Zertretenen. Mit diesen fühlte ich schauderndes Mitleid, und ich empörte mich gegen die Gesellschaft, in der ‚Helden‘ Erfolge erringen, gegen unser ganzes Zeitalter mit seiner hastenden Begehrlichkeit und seiner gierigen Lust am Augenblick, mit dem einzigen Interesse für

Zeitungs- und Telegraphennachrichten und seiner Abwendung von den ewigen Angelegenheiten, die mir als die allein betrachtungswürdigen erschienen.“ —

Er unterbrach seine Rede, die er in stoßweisen Sätzen, — als ob sich seine Seelenqualen nur widerwillig zu Tage ringen wollten — vorgebracht hatte.

„Ich weiß nicht, ob ich Dir meine Gedanken klar genug mitteile, damit Du mich ganz verstehen kannst.“ —

„Doch, doch! — Sprich nur. Ich verstehe Dich vollkommen!“

„Nun, siehst Du, zugleich mit dieser Wandlung meiner Weltanschauung sank auch die Freude an der künstlerischen Thätigkeit, der ich früher meine Kräfte gewidmet hatte. Ich konnte nicht eine Zeile schreiben, ohne das Gefühl, die Verwirrung zu vermehren. Ja, mein Talent selbst wurde mir verhaßt, weil es mir in der Welt, und gerade bei der herrschenden Kaste, eine hervorragende, geehrte Stellung verschafft hatte, die ich nicht verdiente, und einen Einfluß, der mir nun verderblich schien und seine Spitze gegen mich kehrte!“

„Ich begreife. — Fahre fort!“

„Dagegen sehnte ich mich damals nach einer That, weißt Du, nach etwas Compaktem, dessen gute Wirkungen ich übersehen könnte. — Ich ging umher, und suchte. —

„Da sah ich eines Abends auf der Bühne eines gemeinen Pariser Chantants — Doch was hast Du? — Warum fährst Du plötzlich auf —?“

„Nichts, nichts! Kümmere Dich nicht darum! Erzähle!“ —

„In einem der Vorstadt-Wirtshäuser, in denen das Publikum außer mit wässerigem Bier und schlechtem Fusel noch vom „Brett'l“ herab mit Zoten berauscht und betäubt wird, fiel mir eine Sängerin auf, die höchstens siebzehn Jahre alt sein konnte, von außergewöhnlicher Schönheit und vornehmer Erscheinung. Ihre Stimme klang bei den frivolsten Liedern kindlich rein. Ihr ganzes Auftreten hatte — für mich — etwas unendlich Rührendes, — in jeder Geste schien ihre Seele um Hilfe zu flehen. Da war Gelegenheit geboten zu einer That, wie ich sie suchte. Dieses Kind, dessen Wert, dessen Leiden ich augenscheinlich allein verstehen

konnte, zu retten, von dem Wege des Elends und der Verworfenheit zurückzuführen — —. Ich habe dieses Mädchen geheiratet!"

Es entstand eine Pause; als Fritjof sah, daß ich, von der Erzählung ergriffen, nicht zum Sprechen aufgelegt war, fuhr er fort:

„Mein Entschluß stand augenblicklich klar vor mir. — Aber ich wollte doch erst das Mädchen auf die Probe stellen. Ich ließ sie durch den Kellner auffordern, mit mir nach Hause zu kommen und ließ ihr gleich hundert Francs anbieten. Nach der Vorstellung kam sie auch in meinen Logenverschlag, wie ich mir's gedacht, mit der Miene, die ich erwartet hatte: Nämlich, nicht coquett oder geschäftsmäßig zuvorkommend, sondern gleichgiltig, mit einem Stich in's Höfliche. Als sie meinen grauen Bart sah, verzog sie den Mund verächtlich, aber als sie meinen durchdringenden Blick auffing, wurde sie ernst und setzte sich schüchtern und einfach an meinen Tisch. — Ich sprach mit ihr, freundlich, von Herz zum Herzen, und erlebte das Wunderbare, daß eine Seele voll abgrundtiefen Sehnens sich mir erschloß."

„Das Ende aber war, daß ich mich in das

schwarzlockige Kind mit dem unschuldigen Laster und mit der naiven Freude an der Sinnlichkeit verliebte! — Das war das Ende vom Liede!" —

Er schwieg wieder und starrte vor sich hin. —

„Und hat sie sich als unwürdig erwiesen; hat sie Deine Großmut mißbraucht?" unterbrach ich sein Grübeln.

„Meine Großmut!" — Er lachte bitter. — „Du hörst ja, aus Liebe habe ich sie geheiratet, aus eigennütziger, leidenschaftlicher Liebe! — Die Quelle des wollüstigen Lebens, die ich für versiegt gehalten hatte, brach bei diesem Anlaß übermächtig hervor und spülte Alles hinweg: Besinnung, Vorsätze, Mitleid! — Oh, ich habe mich geschämt vor diesen grauen Haaren!" —

„Fritjof, — man ist so jung, als man sich fühlt! Und Du hast, was immer Du nun Dir vorwerfen magst, ein menschliches Wesen vom Verderben gerettet! — Das ist die Gutthat, die Du anstrebtest."

Er schüttelte den Kopf. „Was habe ich ihr denn gegeben? — Geld, Namen, gesellschaftliche Stellung. — Aber Glück? — Sie

sagt es nicht, daß sie sich unglücklich fühlt, dazu hat sie zu viel Dankbarkeit und Achtung. Aber ich erkenne es. Sie hat sich, seit ich ihr die Hand bot, tadellos geführt. Aber ich fühle, daß sie mir ein Opfer bringt! Alles, was ich ihr bieten konnte, Ausbildung ihrer Talente, äußerlichen Luxus — was will das bedeuten gegen das Opfer ihrer Freiheit, ihrer Jugend? Mag sein, die Rose wäre draußen im Sturm zu Grunde gegangen. Aber habe ich sie gerettet, wenn ich sie als Schmuck meines Heims im Wasserglas für einige Tage sorgsam pflege?" —

Er schwieg. Ich war von seiner Klage auf's Tiefste gerührt. Giebt es ein erschütternderes Schauspiel, als einen guten Menschen zu sehen, der selbst durch seine Großmut dem Schicksal die nackte Brust dargeboten hat und nun vergebens den Schmerzensruf zu ersticken sucht, den die blutenden Wunden ihm entlocken?

Wir erhoben uns und gingen schweigend nebeneinander her.

„Hier ist mein Haus. — Wenn Du nichts anderes vorhast, wollen wir noch den Abend beisammen bleiben."

II.

Als wir in's Zimmer traten, sah ich eine schlanke Gestalt im Erker stehen. Die Stirn hatte sie an die Scheibe gepreßt und blickte auf die Straße. — Sie bemerkte auch unser Kommen nicht; als Fritjof sie beim Namen rief, schrak sie zusammen und kam dann freundlich auf uns zu. —

Ich erkannte im Augenblick jene Sängerin aus dem Pariser Chantant. —

„Da bringe ich ihn Dir," sagte Fritjof, „von dessen Gedichten Du so schwärmst."

„Oh — Sie sind's! — Wie ich mich freue! — Geben Sie mir Ihre Hand! — Ich danke Ihnen für die schönen, schönen Gedichte, die Sie geschrieben haben und die ich über Alles liebe." —

Ich verneigte mich und machte eine abwehrende Bewegung.

„Gedichte, — ich?"

„Ja," — erklärte Fritjof. Ich habe eine Anzahl Gedichte von Dir zusammengeheftet und aufgehoben, die Du vor Jahren in der Zeit unseres Beisammenseins schriebst."

„Ich kann mich kaum darauf besinnen.“

„Oh, ich werde sie Ihnen schon in die Erinnerung zurückrufen! Ich kann sie alle auswendig und recitire sie Ihnen so lange vor, bis Sie Ihre Geisteskinder anerkennen und ebenso lieb gewinnen, wie ich! — Wenn ich morgens eines der Gedichte lese, so erhält der ganze öde Tag doch einige Stimmung und Farbe; — und Abends lasse ich mich durch den Rythmus der Verse in Träume wiegen.“

Ich dankte für all das Lob durch Küsse auf ihre Hände.

Wir nahmen Platz; Theresa klingelte und bestellte Thee.

Dann nahm sie nochmals das Thema auf:

„Das soll natürlich kein Urteil sein, ein solches kommt mir nicht zu; nur ein ganz persönlicher Dank. Ein Urteil könnte nur ein Unparteiischer geben, und diese Tugend fehlt mir vollständig. Ich kann nur hassen oder vergöttern —

„In Kunstsachen —“ ergänzte ich, um nur etwas zu sagen.

Theresa kniff die Augen ein, sah mich an und lächelte spöttisch. „Natürlich, — versteht

sich —! — Im Leben ist Beides unmöglich! — Die Menschen sind ja alle so wohlerzogen und blasirt, — wo sollte da eine Leidenschaft aufgeregt werden —! — Und wozu auch, — es ist ja Alles so gleichgiltig.“ —

Sie lehnte sich zurück und sah mit müdem Ausdruck in die Ferne; — um ihre Lippen und Augen zuckte es.

„Aber ihre Gedichte kann ich halb auswendig!“ sagte sie leise vor sich hin.

„Theresa hat sogar einige componirt!“ warf Fritjof ein.

„Ihr macht mich aber thatsächlich neugierig. — Darf ich vielleicht eines der Lieder hören?“

In Wirklichkeit hatte ich durchaus nicht das Verlangen, eigene Gedichte zu hören, sondern wollte mir nur die Gelegenheit verschaffen, meine Gedanken zu sammeln, die durch alle unerwarteten Ereignisse des Abends in einen sonderbaren Rausch gerathen waren. Das Wiedersehen mit Fritjof und die Erinnerungen, die es heraufbeschwor, dann seine Mitteilungen und endlich der Anblick jener Frau — — —

Theresa hatte das Clavier geöffnet und begann zu singen:

Umbraust von jagenden Winden
Lag ich auf Bergeshöh',
Des Lebens Truggestalten
Entwogten dem Nebel-See.

Die Liebste mit Kinderaugen, —
Das Antlitz rot geschminkt, —
Sie hat mir erst bang, dann lüstern
Verheißung zugewinkt.

Und bied're deutsche Männer,
Sie reichten die Bruderhand,
Ich aber hab' bei Zeiten
Die Teufelskralle erkannt.

Und ein Weib in Himmelsglorie
Den Lorbeerkranz mir gab,
Sie wand ihn um die Stirne, —
Da floß das Blut herab. — —

Ich erwachte. Mit heißen Augen
Blickt' ich über die Lande hin —
Und erkannte, daß ich auf Erden
Ein einsamer Wanderer bin! —

Ja, das Gedicht war von mir. Ich hatte es unter dem Eindrucke herber Enttäuschungen auf einsamer Wanderung im Gebirge geschrieben. Und nun tönte es mir in weichen Melodien von diesen Lippen wieder entgegen, — wie ein mahnendes Grüßen abgeschiedener Geister. Die Sängerin hatte ihren so wundersam klangvollen

Alt, der mich schon vor Jahren entzückt hatte, während der letzten Strophe so zart verhallen lassen, ihn durch einen nasalen Beiklang gleichsam sordinirt, daß mich der wiedererweckte Schmerz sanft und geheimnißvoll, wie Töne der Aeolsharfe, umspielte.

Ich lauschte nur den Klängen und vermied, Theresa anzusehen. Denn — wie streng auch das hochgeschloss'ne Kleid sie umhüllte, es lag in jeder ihrer Bewegungen, in dem Wiegen ihres Kopfes und Oberkörpers beim Gesang, ein so sinnbetörender Zauber, — für den es im Deutschen keinen Ausdruck giebt. Auch die französische Bezeichnung für solchen Reiz: „chair á plaisir" ist zu frivol. Das schwarze Haar zitterte in natürlichen Locken an den Schläfen; sie bog sich während des Singens vor und der Stern ihrer dunklen Augen, in dem sich Innigkeit, Trauer, Sehnen spiegelten, schien auf mich gerichtet — —.

Als sie geendet hatte, saßen wir stumm und ließen die Stimmung in uns nachhallen. — Dann erhob sich Theresa wieder, blätterte unter den Notenheften, und begann ein zweites Lied:

Um Mitternacht ging ich im Walde —
Beim Sturmbraus trüb und allein.
Es tanzten auf finsterer Halde
Die Schatten den nächtigen Reih'n.

Da war mir, als müßt' ich mich drehen
In diesen Wirbel hinein —
Und als Schatten verwehen,
So leer wie mein Erdensein — —!

Auch auf diese Dichtung besann ich mich nun. Doch wie hatte Theresa's Kunst, dem düsteren, eintönigen Gleichklang der Reime folgend, meine Klage aus dem Reich der plumpen Worte in eine übermenschliche Sphäre gehoben, daß sie wie ein verlorener Hauch der Nacht, wie ein Seufzer der irrenden Menschheit dahinschwebte! —

Bald aber entführte uns der Gesang aus dem Banne der düsteren Verzweiflung und weckte sanftere Regungen der Versöhnung:

Dumpfen Sinn's, doch unverdrossen
Treib' ich auf dem Strom des Lebens,
Feilschend, ringend, drohend, klagend —
Weiß ich gleich: Es ist vergebens!

Dort im Wald, am schroffen Felsen,
Wo die Adler einsam schweben,
Dort hab' ich ja längst begraben
Alles, was mir lieb im Leben!

Jugendträume, hold und lieblich,
Ja, ihr seid dem Tod verfallen! —
Doch ich will zu Euren Gräbern
Wie zu lieben Todten wallen! —

Abends, wenn der Sonne Gluten
Scheidend ruh'n auf jenen Klippen,
Trägt die Dämm'rung durch die Lande
Liebesgruß von meinen Lippen — — —.

Nicht mit wehmütiger Resignation, sondern aufjubelnd, wie von der Erinnerung des Jugendglücks neu beseelt, hatte Theresa die letzten Verszeilen hinausgeschmettert. Nun war auch unsere Zurückhaltung besiegt, wir riefen enthusiastisch „bravo!" applaudirten und dankten der genialen Sängerin. Selbst der Diener, der mit dem Theebrett leise eingetreten war, hatte, in der Thür stehen bleibend, andächtig gelauscht.

Die weihevoll-freudige Stimmung dauerte auch fort, als wir bei Tische saßen. Theresa's Wangen waren lebhaft gerötet, ihre Augen glänzten durchgeistigt.

„So seelenvoll habe ich Dich noch nie singen gehört, wie heute!" bemerkte Fritjof. „Es muß freilich eine eigenartige Anfeuerung sein, vor dem Dichter selbst zu singen!"

„Es ist wie ein Gruß von Seele zu Seele!" erwiderte Theresa.

„Für mich war es mehr als ein Gruß!" sagte ich. „Als Sie sangen, war mir, als käme plötzlich heißer Thauwind über mich! Die Jugendträume, die Sehnsucht, all' die erstarrten Gefühle rauschten und tosten durch die Seele hin, wie ein entfesselter Strom." —

Fritjof drückte mir die Hand. „Wir wollen ein neues Leben beginnen, wir Drei unter uns! — Alle drei haben wir zur Genüge die Bitternisse des Lebens ausgekostet, und werden vorsichtig Alles fernhalten, was einen Miston in unsere seligen Harmonien bringen könnte!"

„Du hast ja auch einmal musizirt?" begann er, als ich nichts erwiderte, nach einer Pause. „Ich glaube mich zu entsinnen, daß Du öfters auf dem Klavier zum Gesang begleitet hast, und sogar sehr gut!"

„Oh, da müssen Sie mir öfters helfen!" fiel Theresa rasch ein. „Fritjof spielt nur Cello. Wollen wir gleich ein wenig musiziren?"

„Sehr gern, ich bin zwar außer Uebung —"

Sie hatte sich erhoben und durchsuchte hastig die Musikstücke. Ich hatte mich unterdessen

an's Clavier gesetzt und zum Versuch einige Passagen gespielt.

„Es geht ja ganz prächtig!" ermunterte mich Fritjof.

Theresa legte ein Notenheft vor mich hin. Es war das Heine'sche:

„Aus meinen großen Schmerzen
Mach ich die kleinen Lieder, —
Die heben ihr klingend Gefieder
Und flattern nach ihrem Herzen." —

in der bekannten, schönen Komposition von Robert Franz.

Ich verstand, daß in dieser Wahl eine Huldigung für mich lag.

„Sie begleiten wirklich ganz vorzüglich; so discret und so anschmiegsam; — das findet man selten!" — lobte Theresa.

„Als Belohnung thun Sie mir den Gefallen und singen jetzt ein Lieblingslied von mir:

„Wie berührt mich wundersam —
Oft ein Wort von Dir,
Das von Deinen Lippen kam —
Und vom Herzen mir!" —

Das war meine Antwort auf ihre Huldigung; sie lächelte fein, und sang. —

Es folgten noch mehrere Lieder, die halb

zufällig, halb durch unsern übereinstimmenden Geschmack, derart aneinandergereiht waren, daß wir gemeinsam eine Reise durch unser Empfindungsleben zurücklegten. Das Schumann'sche:

„Aus den Bergen hinter den Blitzen rot
Da kommen die Wolken her; —
Aber Vater und Mutter sind lange todt
Und es kennt mich dort Keiner mehr —"

ließ uns erkennen, daß wir uns Beide heimatlos fühlten und todestraurig, und uns nach jener Heimat sehnten: Nach dem Grab in der dunkeln Waldeinsamkeit. — Das Lenau-Mendelssohn'sche „Durch den Wald den dunkeln geht —" ließ uns in dem Wunsche begegnen, es möchte in den Winterharm, der die Seele hielt bezwungen, ein neuer Frühling übermächtig eindringen. Das Lied von Meyer-Helmund: „Ueber's Jahr, liebster Schatz, übers Jahr" — gab unserem Phantasie-Bunde den Hintergrund einer Schicksaltrotzenden, treuen Liebesneigung; — und endlich sprach das berühmte Rubinstein'sche: „Gelb rollt mir zu Füßen" — das Schlußwort, das aus Beider Herzen kam: „Ach, daß es doch immer so bliebe!" —

Wir sprachen dann wenig mehr; Jeder schien mit seinen Gedanken beschäftigt; Theresa saß

neben ihrem Gatten und lehnte ihren Kopf an seine Schulter. —

Das Einverständnis, das beim Gesange geherrscht hatte, schien verschwunden zu sein; es war wohl nur ein künstliches Spiel der Stimmung gewesen! Wenigstens hielt sich die Frau in ziemlicher Entfernung von mir; sprach mit beinahe ängstlicher Zurückhaltung, und ein herbtrotziger Zug um ihren Mund schien auszusprechen, wie wenig sie an Liebe glaube und wie sehr sie geneigt sei, denjenigen zu verachten, der sich rasch einer Leidenschaft hingeben würde.

Ich empfahl mich bald; Fritjof begleitete mich hinaus, dankte mir und bat mich, mein Versprechen zu halten und recht bald wieder zu kommen. —

Langsam ging ich durch die dichtbelebten, elektrisch beleuchteten Straßen nach Hause, ohne wie sonst die Vorübergehenden zu beobachten. — Vor der Auslage einer Musikalienhandlung ertappte ich mich dabei, daß ich mit den Augen jene Lieder suchte, welche Theresa gesungen hatte. —

Als ich zu Hause war und mich auf die

Situation besann, in der mich Fritjof angetroffen hatte, mußte ich lächeln. Ich mußte an den Wahn der Spiritisten denken, die sich von einem in der vierten Dimension wandelnden Führer geleitet glauben. Besaß auch ich so einen ätherischen Schutzpatron, — was mußte das für ein launenhafter, raffinirter Geselle sein, daß er mich bis dicht an die Pforte des Todes führte, um mich dann erst mit einem wohlgemeinten Ruck dorthin zu versetzen, wo die Quellen des Lebens am reichsten strömen!

III.

Die Ereignisse der nächsten Tage und die sie begleitenden Seelenkämpfe werden einige eingestreute Tagebuchnotizen besser zur Anschauung bringen, als eine aus der Rückerinnerung geschöpfte Erzählung. —

18. November 189.. Abends.

Heute interessantes Gespräch mit Theresa Barnholm gehabt. Wert, aufgezeichnet zu werden. — Sie ist anders als ich mir sie vorgestellt hatte, vielmehr: Bei der Bemühung,

diese Natur zu enträtseln, die mir gleich bei der ersten Begegnung ungewöhnlich, komplizirt erschien, begegnen mir immer neue Ueberraschungen. —

Ich ging um 11 Uhr schon zu Fritjof; war ungeduldig, ihn wiederzusehen. Hatte die Nacht fast gar nicht geschlafen, bald Fritjof's Worten nachsinnend, bald Theresa's Bild und Benehmen vor Augen; verlor mich in vage Erinnerungen an frühere Jahre. (Ob ich einige der markantesten Erlebnisse aufzeichne? — Da ich doch jetzt ein neues Leben beginne? — Vielleicht für Theresa? — —) Gegen neun fort von Haus, erst durch die Straßen, dann hinausgefahren an die Oberspree. Mit Mühe ein Boot aufgetrieben, gerudert; Wasser grau und träg, wie Blei; rings Nebel, langsam ziehend, sich erhebend. — Aus dem Dampf tönen Stimmen, ein Eisenbahnpfiff; die Schiffsglocke klingelt gell, aber der Dampfer ist nicht zu sehen. — Bild meines Lebens: Auf trägem Strom fahrend, leidenschaftlich bewegt, hör' ich Stimmen fernen Lebens, ahne das Leben, aber bleibe im Dunkel zurück, in's Ungewisse steuernd, um vielleicht bald an irgend einem Schicksals-

Coloß, dessen Gebimmel ich wohl vernehme, zu zerschellen —!?

Dann zu Fritjof. Diener öffnet, bedeutet mich, mit feierlichem Flüstern, daß der Herr bei der Arbeit ist, Auftrag, Niemanden zu melden. Ich will mich wieder entfernen, da sieht Theresa heraus, fragt wer da sei, begrüßt mich herzlich, entschuldigt Fritjof, der an einem größeren Werk arbeitet, bittet mich, zu bleiben: um zwölf Uhr pflege Fritjof die Arbeit zu unterbrechen.

Ich bleibe natürlich.

Wir gehen in den Salon, setzen uns in den Erker, aus dem man interessante Fernsicht hat; auf der einen Seite Gewühl der Leipzigerstraße, auf der andern die vornehme, stille Wilhelmstraße. — Auf dem Tischchen ein aufgeschlagenes Buch. Theresa zeigt mir's, — es ist Fritjof's letztes Werk, — fragt mich, ob ich's kenne.

„Nein!"

„Er versucht darin, das Christentum wieder so aufleben zu lassen, wie es vor 1900 Jahren gelehrt wurde, einfach und zweifellos. Er sucht die reine, geistige, göttliche Liebe der leidenden, irrenden Menschheit als Trost zu bringen."

Es entstand eine Pause. Eine Antwort lag mir auf der Zunge, ich schwankte, ob ich meine Meinung über diese Theorien äußern sollte. Aber, in der Besorgnis, Theresa durch eine Kritik zu verletzen, schwieg ich. — Sie schien meinen Kampf zu bemerken.

„Sie müssen offen zu mir reden,“ sagte sie, „das verlange ich, gerade von Ihnen! — Ich kann nichts weniger vertragen, als wenn man mich „behandelt“. Ich will hinaus in's freie Feld der Gedanken! Nicht die purifizirte Luft des Kinderzimmers, nicht den parfürmirten Qualm des Harems!

„Gerade als Sie kamen, saß ich da und wünschte mir Jemanden, mit dem ich offen reden könnte; ja, ich muß gestehen, ich dachte dabei an Sie! — Nicht, daß Fritjof mich in meinem Denken beeinflußt; nicht absichtlich; aber wenn ich sehe, mit welcher liebevoll innigen Ueberzeugung er an seiner Lehre hängt, wie viel Gutes er auf diese Weise wirkt, dann halte ich es für ein Verbrechen, den Nachtwandler durch Anruf aus seiner sicheren Bahn zu stürzen.“ —

„Ja, Sie haben Recht. Wer auf dem

Wege des Wohlthuns wandelt, muß ohne Wanken an einer Ueberzeugung festhalten!"

„Auf diese Weise," fuhr Theresa fort, „bin ich mit meinen Gedanken in die Einsamkeit verbannt. Wenn das so weitergeht, werde ich verrückt. Ich sehe die Dinge mit eigenen Augen; ich sehe die Widersprüche des Lebens, sehe, wohin sie führen; aber ich finde Fritjof's Lösung so wie jede andere, gewaltsam. Nein, darin besteht die Eigenart des Lebens, die unauflösbaren Widersprüche stets mit sich herumzutragen!"

Sie gestikulirte lebhaft, als ob sie sich gegen einen Vorwurf verteidigen müßte. Nach den letzten Worten stand sie heftig auf und ging mehrmals durch das Zimmer. Dann stellte sie sich an's Klavier und schlug mit einem Finger mehrere Töne an.

„Musik," sagte sie nachdenklich, „wenn die Musik nicht wäre —!"

Dann trat sie dicht an mich heran:

„Denken Sie von mir, was Sie wollen — aussprechen muß ich's, was in mir tobt. Das Leben ist dumm, erbärmlich —! Was ist es für eine Qual, das Leben zu verachten —, und sich doch danach zu sehnen!" —

Ihre großen, dunkeln Augen starrten in die Ferne, ihre Hand hatte sie auf das Geländer des Erkers gestützt, an das sich ihr Körper lehnte; die feinen, scharfgezeichneten Brauen hatten sich finster zusammengezogen, und die gewölbte Unterlippe preßte sich nervös-trotzig gegen die Zähne.

Von draußen hörte man eine Thür gehen. Rasch ergriff Theresa meine Hand und sagte in flehendem Ton, halblaut:

„Verlassen Sie uns nicht! — Sein Sie mir ein Freund! Ich leide —, leide —.“ — Dabei neigte sie den Kopf schmerzlich zurück und schloß die Augen.

Fritjof trat in's Zimmer. Er war im Hausrock. Seine Augen waren gerötet, müde.

Er begrüßte mich mit Herzlichkeit, dankte mir für meinen Besuch, erzählte, daß er den ganzen Morgen fest bei der Arbeit gesessen, bis die Augen den Dienst versagten. — Er setzte sich zu uns, um zu plaudern; aber wir waren zu sehr mit dem vorhergehenden Gespräche beschäftigt, so daß keine rechte Unterhaltung in Gang kommen wollte. —

Endlich bat uns Fritjof, zu musiziren,

damit sein Gehirn und seine Nerven wieder geschmeidig würden, wie er sich ausdrückte. Aber Frau Theresa war dazu nicht in der Stimmung; sie schützte wirtschaftliche Angelegenheiten vor, bat mich, heute zum Mittagessen ihr Gast zu sein und verließ das Zimmer. —

Fritjof und ich saßen eine Zeitlang schweigend einander gegenüber; wir suchten Beide nach einem passenden Anfang für den Gedankenaustausch.

„Nun, — wie weit bist Du mit Deinen Beobachtungen?“ fragte Fritjof endlich.

„Ich bin vorderhand überrascht und verblüfft. Ein so eigenartiges, geniales Weib habe ich nie kennen gelernt.“

„Jawohl, — Du hast Recht! — Und das muß hier in der Verborgenheit zu Grunde gehen! — Für so etwas hat die Welt keine Beschäftigung, keinen Platz —“

„Möchtest Du nicht den Versuch machen, sie wieder zur Bühne gehen zu lassen, — natürlich in entsprechenden Aufgaben —?“

„Ah, wo denkst Du hin? — Sie will davon durchaus nichts hören. Sie sagt, sie würde einen Wutanfall bekommen, wenn sie die dumm-

köpfige Menge wieder vor sich sehen würde! — Das Spielen an und für sich würde sie ja reizen; aber sie möchte es ähnlich machen, wie seinerzeit König Ludwig von Bayern: Das Theater nur für Einen oder Wenige öffnen. — Und dann will sie sich durchaus nicht dazu hergeben, all' den Rollenunsinn einzulernen, der für ein Repertoire notwendig ist. — Genug an dem, es bleibt mir nichts Anderes übrig, als sie zu Hause sitzen zu lassen, wo sie sich mit der Zeit in Tiefsinn und Melancholie hineingrübeln wird. — Wie gesagt, unsere Gegenwart hat für derartige Individualitäten keinen Platz. — Es ist ja mit Dir etwas Aehnliches, Lars. — Die wirklich geniale Persönlichkeit befindet sich in unserer Welt wie ein Irrsinniger in einer einsamen Zelle. Da mag er in Gottes Namen seinem Wahn freien Lauf lassen, den König oder den Verfolgten spielen! — Und gar die Frauen — — —! Lieber Freund, es ist ein Glück, daß ich endlich Dich gefunden habe, um meinen Gram auszusprechen, sonst könnte ich trotz meiner grauen Haare noch meiner Arbeit und meinen Aufgaben untreu werden!" —

„Ja, Fritjof, ich bewundere Dich, daß Du

immer derselbe selbstlose Arbeiter bist! — Du mußt doch noch an dem Glauben hängen, daß sich aus der blöden Welt etwas machen läßt?!" —

„Wer kann das sagen, Lars? — Jedenfalls gewährt es mir Befriedigung, so zu arbeiten, und einen solchen Sinn in die Arbeit hineinzulegen, als ob sich Gutes wirken ließe. Wenn's dann auch fehl geht — habe ich doch meinen Genuß gehabt! — Du siehst also, daß ich in gewissem Sinn auch Egoist und Genußmensch bin!" —

„Du lieber, lieber Mensch!" —

„Glänzend ist, was Theresa immer zu mir sagt: Ich selbst, meint sie, verachte die Welt, aber ich freue mich in Dir einen Menschen zu kennen und zu lieben, der es mit ihr gut meint, und so doch ein bischen an ihr teil zu haben! — Mit Dir habe ich noch Ehrgeiz, sagt sie, und Du bist der einzige, den ich darum beneide, daß er noch Ehrgeiz hat." —

„Ja, ja, Fritjof, Du bist der Glücklichste von uns!" —

Während wir sprachen, steckte Theresa ab und zu ihr schwarzes Köpfchen zur Thür herein,

um sich zu überzeugen, daß wir uns wohl befänden. —

Als endlich das Essen aufgetragen war und wir in's Speisezimmer hinübergingen, waltete sie ihres Hausfrauenamtes mit solcher Grazie und Grandezza, daß ich sie nicht genug ansehen konnte. —

Auch Fritjof ließ oft seine Blicke mit stillem Behagen auf ihr ruhen; in solchen Augenblicken schienen seine Sorgen zu weichen. Manchmal warf er mir einen verständnisvollen Blick zu. — Und ich weidete mich an dem Gedanken, daß Theresa all' ihre Lieblichkeit darum zeige, weil ich als Gast bei ihr weilte.

Während der Mahlzeit lenkte ich das Gespräch auf moderne Schauspiel- und Dichtkunst, und Theresa wußte mit so feinem Verständnis die Kunst der Italiener, der Franzosen, der Deutschen zu beurteilen, daß ich gewünscht hätte, meine eigenen Kenntnisse bei ihr umzulernen. Und ich bin sonst nicht bescheiden. Ein geistvolles Weib ist eben eine Offenbarung! —

Dabei spricht sie Alles in ruhigem, selbstverständlichem Ton, ohne eine Spur jener Coquetterie, mit welcher Frauen gewöhnlich

ihren Geist leuchten lassen. Und doch funkelt und blitzt Alles, was sie sagt, wie ein feinfacettirter Diamant. — Sie ist wie die Jungfrau im Märchen, der bei jedem Worte, das sie spricht, eine Rose aus dem Munde fällt!

Sie vernimmt jede Andeutung und antwortet auf die Frage, die noch nicht ausgesprochen ist. —

Ich mußte an jene Jugendnächte denken, die man mit Freunden in endlosen Gesprächen zubringt, in jenen ungeduldig erregten Gesprächen, welche das erste Erwachen der geistigen Selbstthätigkeit zu markiren pflegen. —

19. November, Morgens.

Wieder die Nacht wach gelegen. Nach dem Sinn meines Lebens gesucht. Habe begonnen, meine Erinnerungen aufzuschreiben, die Geschichte meiner Beziehungen zum Weibe. Zuerst jenes Erlebnis in Salzburg, mit Frau K. und ihrer Tochter. — Wie fern — —!

Was ich damit will? Mir eine Richtschnur schaffen für das, was ich im vorliegenden Falle zu thun habe. Ich lebe ja nicht mehr in's Volle hinein. Hab' ich einmal mein Leben über die Stunde des Selbstmordes hinaus ver-

längert, dann soll das Weitere auch vernünftiger sein! Es giebt ja Leute, die ihr Leben selbst in die Hand nehmen und formen. Warum soll ich's nicht können?

Ich habe Fritjof versprochen, ihm zu raten, womöglich zu helfen in seinem Bemühen, jenes ungewöhnliche Weib glücklich zu machen.

Aber was ist Glück? — Sie leidet, — durch die auferlegte Entsagung, — durch die Brachlegung ihres Sinnenlebens. Wer weiß, ob sie glücklicher wäre, wenn — —

Doch das sind Alles Theorien, Theorien! — Das Leben durchbricht die Dämme und überflutet das Land. —

Abends.

Ich muß mich mit Gewalt zwingen, nicht zu Fritjof zu gehen. Ist es nicht lächerlich, immer und immer bei diesen Menschen zu sitzen, an die ich bis vor drei Tagen mich kaum erinnerte!? —

Aber ich habe noch immer dieselben Untugenden, wie einst als Kind, und später als Knabe. Wenn ich damals zu einem anderen Kind, oder zu einem Schulkameraden Neigung gefaßt hatte, dann wollte ich den ganzen Tag

mit ihm zubringen und war nicht zu überzeugen, daß ich der fremden Familie zur Last fiel! —

Und doch —! Die ganze übrige Welt ist mir versunken, in diesen beiden Menschen steckt mein letztes Restchen Lebensinteresse.

Wenn nur nicht gerade sie seine Frau wäre! — —

20. November.

Heute muß ich, allen Bedenken zum Trotz, wieder hingehen! Was ist das überhaupt für Unsinn, mir Sorgen zu machen. Wenn Fritjof es wüßte, — er würde mich verlachen. Würde einfach sagen: Bleib' doch ganz bei uns! —

Und doch — wenn es käme, wie ich's manchmal vorahne?! — Aber nein, ich will ein Freund sein, nicht mehr! — Will raten — — —

Daß meine Natur zur Sinnlichkeit neigt, daß der unbeschreibliche Zauber dieser Schönheit mich verwirrt, kann ich mir nicht leugnen. Aber wenn man so furchtbare Erfahrungen gemacht hat — — —!

Mein Entschluß steht fest: Ich werde nichts dazu thun, daß sich Theresa für mich interessirt. Entwickelt sich aber bei ihr, selbständig, die Leidenschaft, nach der ich mich mein Leben lang gesehnt habe, ohne sie zu erreichen, die Liebe, in der sich zugleich alle seelische Sehnsucht und alle Leidenschaft des Blutes stürmisch erhebt, — dann komme, was will. Das ist force majeur! —

Manchmal hab' ich das Gefühl, als ob ich noch gar nicht gelebt hätte, als ob jetzt erst sich die verborgensten Schlünde meines Wesens aufthun müßten. Als ob ich aus den Angeln gehoben würde. Oder in die Angeln? — Nebenher geht natürlich meine unvermeidliche Besorgnis, daß auch dieser neue Lebensabschnitt bald seine Dissonanzen mir in's Ohr tuten wird. —

Sei unbesorgt. Zunächst empfindet sie nichts, nämlich für Dich. Und wenn, — Fritjof ist ein so vornehmer, hoher Mensch, seine Frau ein so geistvolles Wesen mit der Scheu des gebrannten Kindes! — Und ich selbst habe doch auch gelernt, mich beherrschen! —

21. November.

Gestern Abend wieder dort gewesen. Erst musizirt. Französische, italienische Lieder. Woher hat diese Frau solche Kenntnisse, solche Bildung? — Von Fritjof allein doch nicht?! — Ich muß trachten, ihre Lebensgeschichte zu erfahren. Sie vermeidet, von ihrer Vergangenheit zu sprechen — begreiflicherweise. Ist es denkbar, daß ein Mensch sich in wenigen Jahren so verwandelt? Sie ist ernst, zurückhaltend. —

Heute erzählte sie, daß sie als Mädchen oft sich in den Keller des elterlichen Hauses geflüchtet habe, um dort ihren Gedanken nachzuhängen. Ein Thema beschäftigte sie vor Allem: Sie hatte viel vom „Elend der Welt" reden gehört, und konnte lange nicht in's Klare kommen, was damit gemeint sei! — Und bald darauf Chanteuse!

Auch eine Aeußerung über Frauen interessant:

„Da habe ich in der letzten Woche drei Romane durchgeflogen; und in allen kommt die „unverstandene Frau" vor! — Die sind alle drei blaß, mit tiefliegenden Augen, fühlen sich grenzenlos unglücklich und kriegen zuerst einen Lungenspitzenkatarrh und mit der Zeit

die Schwindsucht, die gerade im kritischen Moment, bei der Begegnung von Gatten und Liebhaber als Blutstropfen aus Nase und Lippen sickert! — Ich kann Ihnen nicht sagen, was für erbärmliche, widerliche Kreaturen diese „unverstandenen Frauen" sind! Die fühlen gewöhnlich im siebzehnten, achtzehnten Jahre einen tragischen Conflict zwischen ihren Idealen und der gemeinen Umgebung, werfen sich einem Clavierlehrer oder Priesteramts-Kandidaten in die Arme — — Wissen Sie, ein Weib, das wirklich genial ist, die ist schon von ihrer Kindheit an so ganz anders, so frei in sich, daß jeder Schritt auf eigenem Wege geht; die läßt dann ruhig die Weiber der guten Gesellschaft rings um sich Zeter und Mordio schreien und kümmert sich nicht so viel um den Eheschwindel und so weiter und so weiter." — —

Theresa hatte sich in Eifer geredet. Auch ich war in jene Erregung gekommen, die gewisse Gespräche erzeugen; Gespräche, in denen Langverborgenes, Ungeklärtes endlich das erlösende Wort findet; kein Satz wird ganz ausgesprochen; denn der Andere hat schon während des Sprechens blitzartig erfaßt, was wir sagen

wollen, und einen neuen Gedanken daran geknüpft, der neue Lichter auf die Stimmung wirft.

„Glauben Sie denn, sagte ich, bei den Männern liegen die Verhältnisse anders? Sind wir nicht von Kindheit an zu Sklaven verdammt? Aber was eine kräftige Natur ist, fühlt schon auf der Schulbank eine solche Fremdheit zu all' dem Gelichter, — daß sich ihm oft die Fäuste ballen. — Sehen Sie, ich habe ja ein ziemlich reiches Leben gehabt, habe viel Freundschaft und Liebe genossen, — was man eben so nennt; aber ich habe niemals Frieden und Befriedigung gefunden, mein eigenstes Wesen hat immer frierend dagestanden. Und wenn heute die ganze Welt als eine Gypsfigur vor mir stände, so würde ich einen Hammer nehmen und sie voll Haß und Verachtung in Stücke schlagen —!" —

1. Dezember.

Mehr als eine Woche habe ich mich nun jenem Hause fern gehalten. Ich fühlte, daß mich mein Temperament wieder überrumpeln wollte, daß ich in der heillosen Stimmung war, in der man immer einen dummen Streich be-

geht — und habe gezeigt, daß ich in's Schwabenalter gekommen bin.

In diesen Tagen habe ich meine Erinnerungen aufgeschrieben und das Manuscript Theresa gegeben. Dann kennt sie mich wenigstens; mag sie mich verurteilen oder — schätzen lernen, jedenfalls ist von meiner Seite der Anfang zur Klärung der Situation gemacht. —

Wenn doch Fritjof begreifen wollte, was in mir vorgeht, und nicht mit seinen milden Redensarten den Brand noch schürte! Heute sprach er wieder über Theresa, über seine Wünsche für sie und meinte:

„Sie muß die Freiheit haben, wenigstens in die Empfindungen für einen Mann die Leidenschaftlichkeit, Genialität hineinlegen zu können, die in ihr gährt! — — Du bist vernünftig genug, um mich zu verstehen. Ein Durchschnittsmensch würde mich verlachen. Da ist ein Mensch, würde er sagen, der in ruhigem Besitze ein Weib sein eigen nennen könnte, und aus Ueberspanntheit gewährt er freiwillig Anderen Rechte über sie — —. Aber, Lars, ich verachte das Glück, das auf Macht beruht. Ich will, wie

der indische Königssohn Gautama, meinen Thron verlassen und hinausgehen in das Land, mit Anderen zu kämpfen, zu entbehren! — Wenn ich die Liebe meines Weibes jemals voll gewinnen kann, so ist es auf diese Weise. Und gewinne ich ihre Liebe nicht, dann habe ich doch ihre Achtung und Dankbarkeit verdient! —

„Aber, wie gesagt, lieber Freund, das bleibt unter uns. Ich wünsche keine unberufenen Richter meiner Handlungsweise!" —

5. Dezember.

Sie hat bis heute kein Wort über meine Memoiren gesprochen. Ob sie darin etwas Verletzendes gefunden hat? — Kann Offenheit solche Menschen verletzen? — Es scheint doch. Und ich bereue es, daß ich ihr meine Aufzeichnungen übergeben. Man soll nie vor einer Frau über andere sprechen, die man geliebt hat! — Andere? Empfinde ich denn zu Theresa Liebe? —

Abends.

Endlich ein entschiedenes Wort aus ihrem Munde! —

Ich war heute verstimmt, traurig und klagte

mich in scharfen Worten meines verfehlten Lebens an.

Da fuhr sie auf.

„Das ist wieder die weichliche, weinerliche Weltauffassung, die ich bei Fritjof ertragen muß; aber daß Sie auch so reden — „So bin ich, so muß ich sein!" heißt es im Schicksalsbuch! —

In Ihren Aufzeichnungen haben Sie auch diesen larmoyanten Ton angeschlagen. Hinweg mit dieser schwermutkranken, kopfhängerischen Welt! Wie verbrämt sie sich mit mächtigen Gedanken und hochtrabenden Worten! — Oh, es giebt ein Glück! Ich fühle es, und ich werde es Ihnen und Allen beweisen!"

So hatte ich sie nie gesehen. Ihr Antlitz war gerötet, ihre Augen blitzten. Und ich, dessen Herz bei ihren Worten hoch aufschlug, mußte stumm vor ihr stehen und daran denken, daß sie Fritjof's Frau ist! —

„Was ist das für eine Feigheit, sich ewig mit Gewissensbissen herumzuschlagen!" fuhr sie fort. „Lassen sich die Widersprüche der Welt nicht lösen, — dann heißt es: sie überwinden! Durchschlagen muß man den gordischen Knoten!

„Die Aufzeichnungen über ihr Leben, die Sie mir gegeben haben, sind in diesen letzten Tagen vor mir gestanden, wie ein Richter über meine Handlungen, über meine Vergangenheit. — Wenn Sie schuldig sind, — dann bin ich verworfen!“

Sie drückte das Gesicht in die Hände, die Ellbogen hatte sie auf das Tischchen gestützt, und sprach so weiter:

„Was mich an Ihren Erlebnissen erschüttert hat, ist, daß Sie immer aus Ihrem aufrichtigen Gefühl, aus Ihrer Ueberzeugung heraus gehandelt haben. Ich aber, — ich habe nicht geliebt und nicht gehaßt, — ich habe geduldet, schmachvoll geduldet, habe mich als Beute überlassen, — gleichgültigen Menschen!“

Sie hatte diese Worte mit gepreßter, tonloser Stimme hervorgestoßen. Jetzt lehnte sie sich im Fauteuil zurück und starrte nach dem Plafond.

„Oh, — wenn es dem Menschen doch vergönnt wäre, über einen Trunk Lethe zu verfügen, um nach freier Wahl jene Thaten und Erlebnisse für immer der Vergessenheit zu über-

liefern, — die Erinnerung an jene Augenblicke, in denen man seiner unwürdig war!

„Sanft, allmählich — wie uns nach verworrenem Tag der Schlummer einlullt, — so müßten die Wogen des Vergessens uns umspielen, umhüllen, uns in die Tiefe ziehen, — — zuletzt ist Alles ruhig — — —.“

„Vergessen ist uns nicht gewährt, Theresa, aber die immer neu lebendige Seelenkraft, uns über uns're Schicksale zu erheben! — Wer so lebt, wie Sie, — hat sich erhoben!“

„Ich quäle mich auch nicht mit dem Gedanken an meine Schuld, — sondern an meine Unwürdigkeit. Ich kann es dem Schicksal nicht vergeben, daß es mich in solches Elend stieß, ich kann der Welt nicht mehr vertrauen, in der solches Elend möglich ist! — Ja, hier zu sitzen, in Wohlstand und Ruhe, subtile Gedanken spinnen, — heißt das überwinden? Aber wenn der Schlamm des Lebens mir wieder bis an die Kehle dringen würde, — wie damals, ich wäre ebenso hülflos! — ah!“ Sie ballte die Fäuste.

„Als Mädchen war ich ein Tugendspiegel. Von trotziger Strenge, selbst für schüchterne,

schwärmerische Annäherungen unempfindlich, unnahbar. — Mein Vater besaß eine große Anstalt, eine Art Hochschule für vornehme Töchter, in Genf. Dort bin ich geboren. Meine Mutter starb früh. Meinen Vater liebte ich unaussprechlich; er war ein edler, herzensguter, begeisterter Mensch. Aber er war unpraktisch; nur von seinem Lehrberuf erfüllt, verstand er nicht, die Einkünfte der Anstalt zu verwalten, geriet in Schulden, Spekulanten umgarnten ihn, er verlor das ganze Vermögen. Die Sorgen und Anstrengungen hatten seine Gesundheit untergraben; er starb, als ich kaum fünfzehn Jahre alt war.

Nun stand ich allein in der Welt; mein Bruder war damals Offizier, — er ist im Kriege gefallen. Ich suchte Stellung, fand aber nicht gleich etwas Passendes; den meisten Familien war ich als Erzieherin zu jung. — Unterdessen war mein geringer Rest an Geld ausgegeben. Da ging ich zu einem Agenten, in ein „Bureau de Placement", der Mann versprach mir goldene Berge, zeigte mir einen Kontrakt nach Paris, den er als glänzend empfahl; ich unterschrieb, ahnungslos, erhielt

Reisegeld, und wenige Tage nachher — war ich — ausgeliefert.“

Ihre Stimme erstarb. Plötzlich aber fuhr sie in heftigem Tone fort. „Sie kennen ja die Welt, Sie wissen, wie es zugeht, ich brauche Ihnen nicht zu schildern, was ich sah, erlebte, erlitt! — Mit der Zeit erfaßte mich eine solche dumpfe Gleichgiltigkeit, daß ich das schmutzige Leben einer Chanteuse mitmachte, ohne an Empörung, an Flucht, an Rettung zu denken. Das Leben zeigte sich mir von einer Seite, der Charakter der Männer in einem Lichte, daß ich glauben mußte, die ganze Welt wäre ein großer Sumpf!

„Dann kam Fritjof, und rettete mich. — Aber das war ein Zufall, wie er unter hundert Fällen sich kaum zweimal ereignen dürfte. Ich kann ebenso wenig dafür, daß ich jetzt eine anständige Frau bin, als ich einst für meine Verworfenheit verantwortlich war, — als es die hunderte sind, die noch immer im Sumpfe stecken, immer tiefer sinken —! — Und das ist die Welt!“ Sie rief es aus, wie einen Hilfeschrei.

„Ich wollte, Fritjof wäre ein strenger,

harter Mensch, ein Fanatiker, der den Schuldigen durch Vorwürfe zernichtet! Ich würde ihm vielleicht nicht Recht geben, aber ich hätte doch etwas zu erdulden, was mich vor ihm entsühnt; Wenn Fritjof wäre, wie Ibsen, der an das Weib ideale Forderungen stellt, es drängt, wie Strindberg, der die Weibnatur verachtet, sie brüskirt! — Fritjof aber, wie ernst er das Leben nimmt, läßt es sich doch frei entfalten. „Für moralische Dinge giebt es kein Rekrutenmaß!“ — ist ein Wort von ihm.“

„Auch das quält mich, daß ich ihm nicht mehr sein kann. Er steht so ehern da in seiner Schaffensherrlichkeit, in der Kraft seines Wirkens und Wohlthuns, daß ich nichts dazu thun kann —!“

„Du irrst, liebe Theresa,“ tönte eine sanfte Stimme zu uns herüber. Fritjof war leise eingetreten. „Du erfreust mich durch Deine Anwesenheit, durch Dein Wesen, Deine Lieblichkeit, Deinen Gesang! Und wenn ich sehen würde, daß die Blume, die ich in mein Heim verpflanzt, in diesem Erdreich zu voller Schönheit und Harmonie sich entfaltete, daß Du endlich

volles Glück empfändest, dann würde ich mich durch Dich reichlich belohnt fühlen.“ — —

Während Theresa's Erzählung hatten sich all' die schwülen, erregten Empfindungen der letzten Zeit in mir zu dunklen Gewitterwolken zusammengeballt. Meine Verehrung für die Größe dieser Frau wuchs mit jedem ihrer Worte, und die Unwürdigkeit, deren sie sich anklagte, an der sie nach Jahren noch unvermindert litt, empfand ich als eine grausame Tücke des Schicksals, gegen die ich als Retter und Rächer dieser wunderbaren Frauenseele auftreten mußte! — Sie sehnte sich nach Lethe! Oh, ich wüßte einen Trank, in dem alles Leid und alle Schmach der vergangenen Tage vergessen und überwunden würden — Mächtig auflodernde Leidenschaft! — Mit diesen meinen starken Armen würde ich sie emporheben über Leid und Schmutz und Verzweiflung!

Das Alles stürzte mir ungestüm aus dem Herzen auf die Lippen; — aber als ich reden wollte, gestehen, bitten, trat Fritjof dazwischen. Und wenn auch seine Worte mich eher ermutigen mußten, — was könnte ich vorbringen, ehe ich der Neigung Theresa's sicher bin? Wenn sie mich

verwundert ansähe, peinlich berührt durch mein Hineindrängen in ihren Kampf — — —?!

Ich empfahl mich, versprach Abends ihr Gast zu sein und eilte nach Hause. —

Hier sitze ich nun, durchtobt von den widersprechendsten Empfindungen, umhergeworfen auf dem wilden Meere der Leidenschaften! Unglücklicher als je, wenn meine Sehnsucht sich wieder in die Irre verloren hat. — Aber der Glücklichste, Seligste, wenn —

Ja! Es muß sein! Ich muß reden! — Vor Fritjof's Antwort bange ich nicht. Wenn nur nicht sie durch Bedenklichkeit, Erinnernngen, vermeintliche Pflichten sich einschüchtern läßt! —

Sie sagt, man muß den gordischen Knoten zerhauen! — Ich will es thun! Heut' Abend will ich aus ihrem Munde den Schicksalsspruch über Leben und Tod vernehmen! —

Der Revolver ist noch geladen, seit jenem Tage, als mich Fritjof zu neuem Hoffen erweckte — — —!

IV.

Hier enden die Tagebuchnotizen. Das Leben ist dann jäh an mich herangetreten, hat meiner

Hand die Feder entwunden, und mich mit sich gezogen — —.

Als ich gegen 5 Uhr zu Barnholm kam, gewahrte ich zu meinem Entsetzen fremde Kleider an den Haken des Vorzimmers, vernahm fremde Stimmen.

Eine Dame und ein Herr waren zu Besuch gekommen, um auf der Durchreise durch Berlin das Ehepaar Barnholm kennen zu lernen. Eine Frau N. N., die, wie ich nachträglich erfuhr, unter dem Namen einer „Freundin Nietzsche's" reist, weil der unsterbliche Denker ihr einmal in einem Badeort ein kleines Bouquet überreichte; — und ein Herr Harry Landé, der eigentlich Heinrich Landau heißen soll, mit ihr reist, in Geschäften des „Friedens," und als Apostel der Friedensbewegung Vorträge hält. — Das Gespräch war unerträglich langweilig, die Zeit dehnte sich mir endlos. Ueber Nietzsche und Egidy, über Maupassant und Nansen, über Hauptmann's Weber und Succi's Hunger-Experimente verbreitete man sich. Eine Aeußerung der Nietzsche-Freundin ist mir noch erinnerlich, die mir einen hohen Begriff von ihrem Verständnis beibrachte: Sie meinte, zu

Fritjof gewendet, Gerhart Hauptmann sei gleichfalls, und zwar im „Hannele" für's Christentum eingetreten; er habe in diesem Stück zeigen wollen, welchen süßen Trost diese Lehre enthält! — Da ich fast gar nicht sprach, hielt sie mich für schüchtern und ermunterte mich durch die freundliche Frage: „Haben Sie auch schon Etwas geschrieben, wenn ich fragen darf?"

Ich war Theresa beinahe böse, daß sie all' die Fragen und Phrasen so freundlich beantwortete. Ich hatte sie vorher nie mit Fremden sprechen gehört und glaubte zu bemerken, daß sie gegen diese Gäste ebenso liebenswürdig sei, als gegen mich. Ich begann zu fürchten, daß die herzliche Art, in der sie mit mir verkehrte, nur eine Folge der außerordentlichen Eleganz ihrer Umgangsformen wäre. Und ich war mit so anspruchsvollen Voraussetzungen, mit so hochgehenden Wünschen gekommen! —

Als die Gäste endlich, endlich gegangen waren, atmeten wir auf. Theresa ging mehrmals mit elastischen, raschen Schritten durch's Zimmer. Sie trug an dem Abend zum ersten Male eine dekolletirte Toilette, eine prächtige Robe aus mattgelber Chinéseide, mit einem

Besatz von grau-schwarzen Straußfedern, eine Thearose im schwarzen, zitternden Haar.

Sie trat auf mich zu, nahm mich bei der Hand:

„Ich bin heute in so gehobener Stimmung, so unternehmend — ich weiß nicht warum. — Ich möchte singen, wie eine Lerche. — Kommen Sie, kommen Sie, Sie begleiten mich!“ —

Sie öffnete das Clavier. Aber ehe ich noch hinzutreten konnte, hatte sie selbst Platz genommen und begann zu spielen, sang einzelne Stellen aus Liedern und Opern. In übermütig-keckem Ton, wie ich sie nie gehört hatte, schmetterte sie das Lied der Carmen hervor:

„L' amour est enfant de Bohême,
N'a jamais, jamais connu le loi —
Si tu ne m'aimes pas, — je t'aime,
Et si je t'aime — prends garde à toi!“ —

Dann mit neckisch-verliebtem Ausdruck das Neapolitanische:

„Caruli, pe'st' occhie nire, nire, nire,
Pe 'sta bocca rossa tu mi fai murire —!
Ma muri' non voglio — ne lassar' ti maie —
Tengo 'na speranza, che t' arrenaraie —“

In allen Sprachen verkündete sie ihre,

meine Gefühle. Und ich stand stumm dabei, und fand nicht ein einziges Wort.

Immer heftiger brach ihre nervöse Lustigkeit hervor. Sie sang Operettenliedchen, Couplets, Pariser Chansons, imitirte die Gesten der Judic, copirte berühmte Tragödinnen. Sie nahm sich kaum Zeit, Atem zu holen. Und endlich langte sie von der Wand die Castagnetten herunter und bat mich, die Tarantella zu spielen.

Ihr Leib wogte und zitterte, die Flechten ihres schwarzen Haares lösten sich und glitten an dem Nacken hinab. Während sie mit den Händen das Kleid hielt, um beim Tanzen nicht gehindert zu sein, blickte sie zu ihren Füßen hinunter, daß man ihren Augen unwillkürlich folgen mußte und die graziösen Bewegungen der schmalen Füße bewunderte. —

Nun verlangte sie einen Csardás. — Ich mußte mit ihr tanzen; Fritjof spielte. — Ich hielt sie an den Hüften und fühlte das Spiel ihres geschmeidigen Körpers. Ich floh vor ihr und haschte sie wieder, — heißer und immer heißer drehten wir uns; jetzt standen wir wieder Aug' in Aug', ihre Hände lagen auf meinen Schultern, die Brust hob und senkte sich rasch, die Nasen-

flügel zitterten, die dunkeln Augensterne blickten weltverloren unter den langen Wimpern nach mir! — Mit unwiderstehlicher, magischer Gewalt zog mich's nach diesem blassen, selbst im Tanze blassen Antlitz, nach den roten Lippen; — sie aber lehnte sich im Nacken zurück, unbewußt ausweichend.

Der Tanz war zu Ende. — Fritjof verließ uns, um noch eine Correctur fertig zu stellen, die an dem Tage abgesendet werden mußte. —

Wir saßen im Erker. Theresa atmete rasch, ihre Brust hob und senkte sich stürmisch, die Hände zitterten leise im Nachspiel der Erregung; aber ihr Gesicht hatte wieder seinen gleichgiltigen, müden Ausdruck. — Und doch schien sie mir in ihrer Müdigkeit so kindlich, so lieb vertraut! Ich strich ihr mit weicher Hand die üppigen Locken zurück, die sich bis über die Augen gewölbt hatten; sie sah lächelnd und dankend zu mir auf, und holte tief Atem. Wieder lockten mich die stolzen, roten Lippen, — wieder beugte sie den Kopf ausweichend zurück — —

„Theresa —!" entrang es sich mir in bebendem Tone.

Sie senkte ihre Augen. Dann, plötzlich —

ich glaubte zu träumen, — warf das schöne Weib die schlanken Arme voll Heftigkeit um meinen Hals, und ihre vollen, süßen Lippen saugten leidenschaftlich gierig an den meinen, als wollten sie den letzten Tropfen Blutes trinken! — Ihr Blumenatem umspielte meine Wangen, die großen Augen leuchteten dicht vor den meinen in feuchtem Glanze —

„Für ewig!" sagte ich leise.

„Ewig —!" erwiderte sie mit dem langnachhallenden Laute des erfüllten Glücks.

Schritte erklangen im Vorraum. Wir erhoben uns und traten die Stufen des Erkers hinab. Hand in Hand gingen wir Fritjof entgegen.

Und als er nun eintrat, mit seinem milden Antlitz, — seinen stets freundlich leuchtenden Augen, — da warf sich Theresa laut aufschluchzend an seine Brust.

„Fritjof!" —

Mehr konnte sie nicht hervorbringen. — Aber der Kenner der Menschenseele verstand sie. Er sah mich an, der ich stumm, mit gesenktem Haupte vor ihm stand. Dann sagte er mit vor Rührung zitternder Stimme:

„Ist es denn wahr? — Theresa, mein Kind, mein liebes Kind, — ist Deinem umdüsterten Gemüt endlich die Sonne aufgegangen?!“ —

„Fritjof,“ nahm ich nun das Wort, — „mein Schicksal liegt in Deinen Händen. Sag’, hab’ ich das Freundesrecht verletzt, ist es ein Frevel, daß ich meiner übermächtigen Empfindung Worte lieh —?“

Er hatte Mühe, seine Bewegung niederzukämpfen.

„Nein, Lars, — Du und Theresa, ihr seid wahrhaft freie Menschen, eig’ne Richter Eurer Handlungen! Wenn Ihr sagt, daß Ihr liebt —!“ Die Stimme versagte ihm.

Er trat zwischen uns und reichte jedem eine Hand.

„Mich führt meine Mission in den nächsten Tagen nach England. Theresa kann mir dahin nicht folgen. Sie bedarf eines sonnigen, warmen Klimas. Ich bitte Dich, bringe sie nach dem Süden, begleite sie nach Italien, reist wohin es Euch zieht!

„Und wenn Ihr unten, in Capri, bei Pagano sitzt und bei feurigem Chianti den

Vollgenuß Eures Liebesglücks empfindet, dann hebt die Gläser und ruft mir in die Ferne ein frohes Wort des Grußes zu!"

Er legte uns're Hände ineinander.

Wir aber sanken stumm zu seinen Füßen nieder und bedeckten seine Hände mit Küssen und Thränen.

Inhalt:

Frau Venus . . . . . . Seite 1.
Rauhreif . . . . „ 77.
Sumpfrose . . . . „ 149.

Alfred Unger, Berlin C., Spandauerstraße 48.